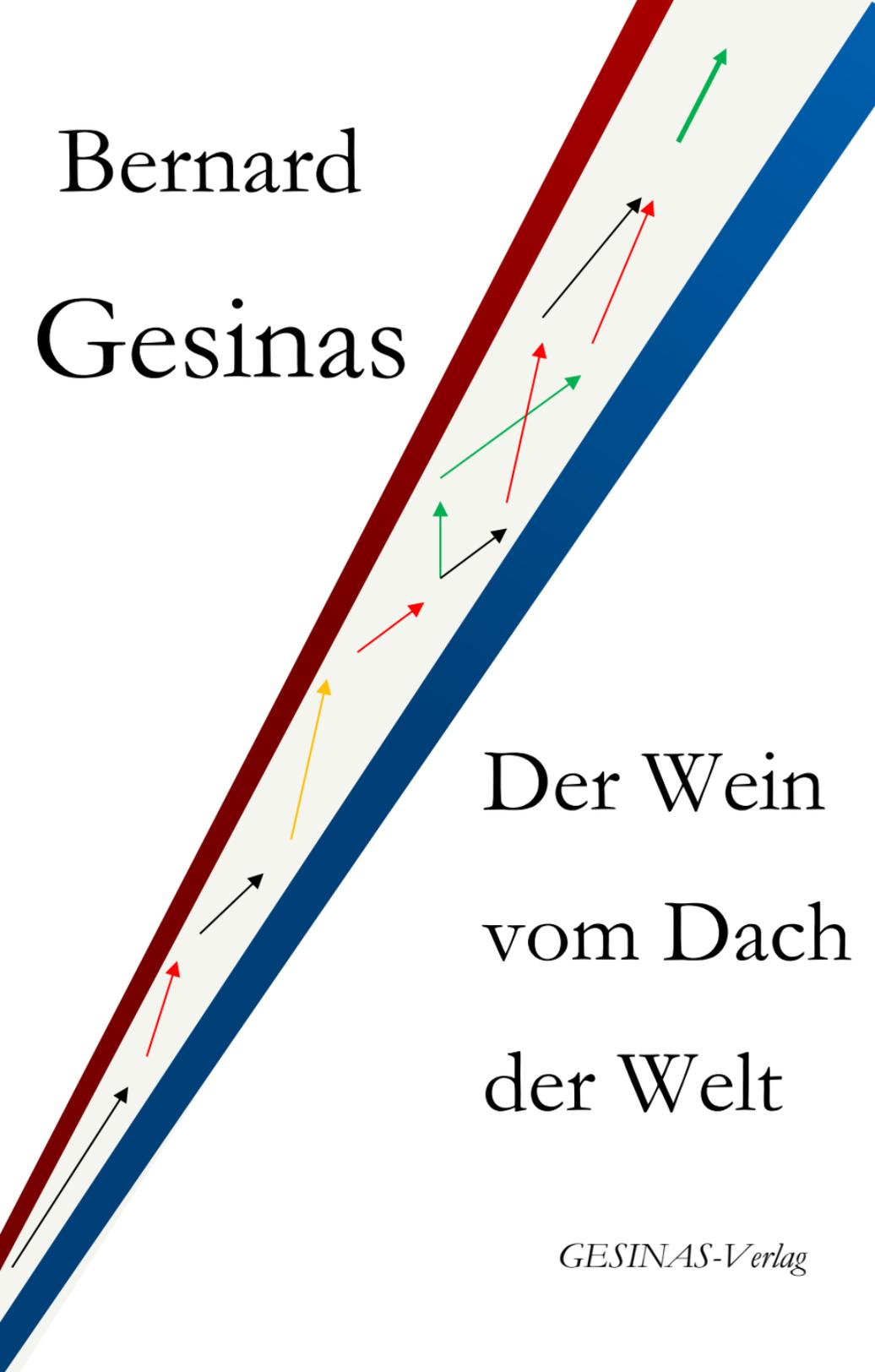
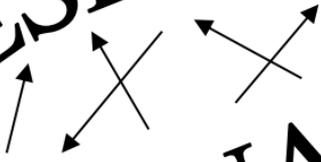


Bernard
Gesinas

Der Wein
vom Dach
der Welt

GESINAS-Verlag



GESINAS

GESINAS

GESINAS Verlag www.gesinas.de

GESINAS Taschenbuch

© 2015 GESINAS Verlag
Alle Rechte vorbehalten.

Alle Personen und Namen sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind
zufällig und nicht beabsichtigt.

Umschlaggestaltung: Bernard Gesinas

Germany

Originalausgabe: August 2015

GESINAS Verlag, Bösel

Bernard Gesinas

Der Wein vom Dach der Welt

Roman

GESINAS Verlag

Gallo Nero

Giovanni Avanzini genoss von seinem Büro aus den herrlichen Blick auf den Arno, der sich langsam fließend durch die Altstadt schlängelte. Er, der allseits bekannte Weinhändler, war ein fürsorglicher Familienvater und ein begeisterter Fußballfan. Er lebte und arbeitete zusammen mit seiner Frau, seinem Sohn, seiner Schwiegertochter und seiner Enkelin in einem sehr großen und alten Haus in Florenz, der Hauptstadt der wunderschönen Toskana.

Von dort aus hatte er es nicht weit in das Chianti-Gebiet, das im Süden an Florenz grenzt und in dem er regelmäßig seine Weine einkaufte. Häufig war er dort unterwegs, besuchte seine Lieferanten, vertiefte seine Kontakte oder traf neue Winzer, immer auf der Suche nach außergewöhnlichen Weinen.

Er war auf die Vermarktung von Chianti Classico Weinen spezialisiert, die den *Gallo Nero* „Schwarzer Hahn“ als Kennzeichnung auf den Etiketten tragen.

»Der Gallo Nero ist ein Garant für sehr hohe Qualität und er ist außergewöhnlich!« betonte Giovanni häufig in Kundenverhandlungen oder wenn er Interessenten durch die toskanischen Weinberge, insbesondere durch die Anbaugebiete des Chiantis, führte. Er liebte seine Weine, aber hin und wieder genoss er auch ein Glas mehr davon als er sollte.

Schon seit geraumer Zeit kümmerte er sich hauptsächlich um neue Kunden und Weine und interessierte sich nicht mehr für die Alltagsgeschäfte. Er hatte seinem Sohn Flavio und seiner Schwiegertochter Chiara die

Verwaltung der Firma überlassen. Seine Hauptkunden kontaktierten ihn normalerweise nur noch per E-Mail.

Er hatte sich vorgenommen, nun etwas kürzer zu treten, sich mehr um die Familie und den Familienzuwachs zu kümmern und ganz neue Weine zu entdecken. Nur ab und zu schaute er im Büro vorbei, um nach dem Rechten zu sehen.

»Es hätte mich schlechter treffen können«, dachte er bei sich und lehnte sich in dem Ledersessel zurück, in den er sich üblicherweise fallen ließ, wenn er seinem Sohn über die Schulter blicken wollte.

Plötzlich riss ihn die Stimme von Chiara, die gerade im Büro saß, aus seinen Gedanken.

»Giovanni, jemand verlangt nach dir«, rief sie.

Giovanni hatte sich gerade einen Espresso zubereitet und wollte die Zeit nutzen, solange Rosa nicht da war, um ihn in aller Ruhe zu genießen.

»Wer will mich heute stören?« knurrte er.

»Es ist eine Frau am Telefon. Ihren Namen hat sie mir nicht verraten«, antwortete Chiara und hob dabei ihre zierlichen Schultern.

»Dann ist das sicherlich ein Versehen. Soll sich doch Flavio darum kümmern«, flüsterte Giovanni ihr zu und lehnte sich wieder gemütlich in seinem Ledersessel zurück.

»In etwa einer Stunde ist mein Mann wieder zu erreichen«, erklärte sie der Anruferin. Die Anruferin ließ aber wohl nicht locker und verlangte weiter energisch nach Giovanni persönlich.

»Was will sie denn?« fragte Giovanni leise, aber deutlich missmutig.

Chiara formulierte die Frage etwas um. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis sie sich wieder mit fragender Miene ihrem Schwiegervater zuwandte.

»Es geht um Fabrizia«, wiederholte Chiara die Worte der Anruferin.

Giovanni erschrak. Auch wenn er gewollt hätte, er konnte in diesem Moment nicht antworten. Ihm gingen wilde Gedanken durch den Kopf, denn die Verkostungen bei den Winzern und die Begleitung von wichtigen Großkunden durch die Anbaugebiete waren häufig, jedoch nicht immer, der Grund für sein Fernbleiben von der Familie.

Seit mehr als dreißig Jahren traf Giovanni sich regelmäßig mit Marina. Er hatte sie damals in einer Diskothek in Mailand kennengelernt, lange bevor er sich in Rosa, seine spätere Ehefrau, verliebt hatte.

Marina arbeitete in der Universitätsbibliothek in Bologna, etwa hundert Kilometer nördlich von Florenz. Dort lebte sie zusammen mit Fabrizia, ihrer und Giovanni's Tochter, die er jedoch nie richtig kennengelernt hatte.

»Es geht um Fabrizia«, wiederholte Chiara nochmals die Worte der Anruferin und blickte dabei fragend auf den im Sessel sitzenden Giovanni, der ganz in Gedanken versunken schien.

Es dauerte noch einige Sekunden, bevor dieser den Hörer von Chiara entgegen nahm. Natürlich war ihm sofort klar, dass die Anruferin Marina war. Nie zuvor hatte sie bei ihm angerufen, das war immer ein Tabu gewesen.

»Mein Name ist Giovanni Avanzini, was kann ich für Sie tun?« fragte er mit leicht erregter Stimme und mach-

te Chiara gegenüber eine Handbewegung, die signalisieren sollte, dass das Gespräch sicherlich unwichtig war. Diese nutzte daraufhin die Gelegenheit, das Zimmer zu verlassen, um nach ihrer kleinen Tochter zu schauen.

»Fabrizia ist tot!«

Es herrschte Totenstille. Giovanni, der sonst so redigewandt war, konnte kein Wort sagen.

»Es tut mir sehr leid, dass ich bei dir anrufe«, sagte Marina in die unerträgliche Stille »aber ich brauche dich so dringend, alleine werde ich damit nicht fertig.«

Giovanni war immer noch erstarrt und sagte kein Wort.

»Sie wurde ermordet«, unterbrach Marina nochmals das Schweigen und schluchzte.

»Was? Wo? Wieso?« fragte Giovanni mit heiserer Stimme.

»In Stockholm, in einem Labor.«

»Bitte bleib ganz ruhig, ich komme gleich zu dir, ich beeile mich!«

»Danke«, sagte Marina ganz leise und legte auf.

Als Giovanni seine Frau Rosa und Chiara mit seiner Enkeltochter spielend in der Küche antraf, ließ er sich nichts von seiner Anspannung anmerken.

»Was war das denn für eine eigenartige Frau am Telefon?« fragte Chiara, als Giovanni sich eine Flasche Orangensaft aus dem Kühlschrank holte.

»Ach nur eine Winzerin, die ihren Wein verkaufen möchte«, log Giovanni.

»Und was ist mit Fabrizia?« fragte Chiara neugierig.

»Eine Verwandte von ihr«, log Giovanni weiter, mit abgewandtem Blick. »Sie übernimmt vielleicht die Wein-

kellerei und wird die Qualität des Weines wohl erheblich verbessern müssen, bevor ich ihre Weine kaufen werde.«

Damit gab sich Chiara schließlich zufrieden, sie wandte sich ab und spielte mit ihrer Tochter, die Rosa fest in ihren Armen hielt.

Nachdem Giovanni seinen Saft getrunken hatte, sagte er im Vorbeigehen zu seiner Frau: »Ich muss gleich zu einer Weinverkostung fahren.«

»Kommst du heute wieder heim?« fragte Rosa ebenso beiläufig, denn ihre Enkeltochter, die ihr gerade an die Nase stupste und dabei laut kreischte, erforderte offensichtlich ihre ganze Aufmerksamkeit und Zuwendung.

»Vielleicht, das hängt davon ab, wie die Verkostung verläuft. Wenn ich zurückfahre, wird es bestimmt sehr spät werden.«

»Wenn du zu viel Alkohol getrunken hast, dann bleib lieber über Nacht dort«, sagte Rosa mit leicht besorgter Stimme.

»Das mache ich, versprochen!« sagte Giovanni und verließ die Küche.

Giovanni fuhr mit seinem Auto nach Bologna, eine Strecke, die er dreißig Jahre lang so häufig und so gerne gefahren war, um sich mit Marina zu treffen. Mit ihr konnte er reden, mit ihr konnte er atemberaubend wilden Sex haben und mit ihr konnte er ein wenig verrückt sein.

Sie verstanden sich auf eine bestimmte Art und Weise, aber richtige Liebe war es niemals gewesen, für beide nicht, und dennoch war es eine besondere Form der Verbundenheit.

Marina hatte immer auf eine offene Beziehung bestanden, denn sie verabredete sich auch noch mit anderen Männern. Sie wollte nicht viel Zeit mit ihm verbringen und sie wollte ihn nicht als Ehemann. Es reichte ihr völlig, wenn sie sich alle zwei Wochen oder manchmal auch nur einmal im Monat für ein paar Stunden sahen und miteinander schliefen.

Für Giovanni war Marina seine Geliebte, die seine sexuellen Bedürfnisse stillen und der er sich anvertrauen konnte. Bei ihr fand er das, was seine Frau ihm niemals geben konnte. Ihre Anziehungskraft ließ ihn seine Sorgen für einen Moment vergessen und das genoss er sehr. Als sie ihm vor achtundzwanzig Jahren mitteilte, schwanger von ihm zu sein, wollte er das Kind nicht und hatte versucht, Marina zu einer Abtreibung zu drängen. Sie aber hatte sich entschieden, das Kind zur Welt bringen.

»Das ist meine Entscheidung, denn es ist mein Kind«, hatte sie damals gesagt und keine weiteren Diskussionen darüber zugelassen.

Die Fahrt nach Bologna fiel ihm so unerwartet schwer. Eigentlich hatte er zügig fahren wollen, um schnell bei Marina zu sein. Während er sonst nur knapp eine Stunde für die Strecke brauchte, dauerte die Fahrt heute jedoch fast zwei Stunden, denn unbewusst fuhr er ungewöhnlich langsam und wurde ständig überholt.

Er brauchte die Zeit für sich, um über Marinas Anruf nachzudenken. Zu seinem eigenen Erstaunen war er nicht sehr gerührt vom Tod seiner Tochter, das Fehlen von Traurigkeit machte ihm Angst.

»Wieso verfallende ich nicht in Trauer?« fragte er sich vorwurfsvoll.

Damals hatte er zunächst aus Angst, die Beziehung könnte aufgedeckt werden, jeden Kontakt zu seiner Tochter vermieden. Trotzdem hatte er die Absicht gehabt, irgendwann die Beziehung offenzulegen, seine Vaterschaft anzuerkennen und zu seiner Tochter zu stehen. Das hatte er sich vor über siebenundzwanzig Jahren am Tag von Fabrizias Geburt fest vorgenommen.

Mit Marina hatte er so oft darüber gesprochen, wann der beste Zeitpunkt wäre, sich Fabrizia gegenüber zu offenbaren. Mal war es Marina nicht recht gewesen, später wollte er es nicht, aus Angst, dass seine Tochter unüberlegt seine Rosa kontaktieren könnte.

»Wie wird sich meine Familie, meine Nachbarschaft und wie werden sich meine Freunde mir gegenüber verhalten, wenn sie von meinem Geheimnis erfahren?« hatte er sich gefragt. *So etwas macht man nicht*, würden viele Leute im katholisch geprägten Florenz zu ihm direkt oder gar hinter seinem Rücken sagen. Einige von ihnen würden ihm vielleicht vorwerfen, *so etwas bringt man nicht an die Öffentlichkeit, so etwas regelt man mit Geld*.

Vielleicht hätten sie ihn sogar ausgegrenzt, ihn, Giovanni, der die Anerkennung als Familienvater und Geschäftsmann doch so sehr brauchte. Von einem Tag zum anderen könnte er alles verlieren, was ihm wichtig war, wenn die Existenz einer unehelichen Tochter bekannt würde.

»Warum habe ich nie mit ihr gesprochen?« fragte er sich nun, während er langsam die Autobahn entlang fuhr, »nun ist es zu spät.«

Er hatte nie darüber nachgedacht, dass seine Tochter ihren Vater hätte kennenlernen wollen. Marina hatte den Kontakt verhindert. Als Fabrizia noch ein kleines Kind

war, wollte Marina nicht, dass sie sich kennen lernten. Als sie dann zur Schule ging, wollte Marina erst recht nicht, dass er als Vater in Erscheinung trat, denn sie sorgte sich um die schulischen Leistungen, die hätten durch die Offenlegung der Vaterschaft gestört werden können.

»Wieso eigentlich?« fragte er sich jetzt, »Marina sagte doch immer wieder, dass Fabrizia sehr fleißig war und ihre Noten waren doch ausgesprochen gut gewesen.«

Als Fabrizia in Bologna mit dem Studium der Biologie begann, wäre der Zeitpunkt wahrscheinlich ideal gewesen, doch plötzlich hatte Giovanni Angst vor Fabrizias Reaktion und traute sich nicht, mit ihr zu sprechen. Sie träumte möglicherweise von einem idealen Vater, der er nie für sie gewesen war und auch nie hätte sein können. Er fürchtete, durch diese Situation auch Marina zu verlieren.

»Nach dem Studium ging sie nach Stockholm, um dort zu forschen und an dem Punkt war es auch schon zu spät gewesen«, stellte er fest. »Wann also hätte ich mich Fabrizia gegenüber als Vater erklären sollen? Mir fällt auch jetzt im Nachhinein kein günstiger Zeitpunkt ein.«

Über zwei Jahre war Fabrizia bereits in Stockholm gewesen. Er erschrak über sich selbst, denn er wusste nicht einmal wie seine Tochter aussah. Er hatte nie ein Foto von ihr besessen.

Er war, wenn er Weine einkaufte oder verkaufte, oft unterwegs. Marina konnte ihn sogar ab und zu dabei begleiten, ohne dass Rosa etwas davon bemerkte. »Es kann auch sein, dass Rosas uneingeschränktes Vertrauen mit Schuld an alledem ist«, sinnierte Giovanni, während er

mit dem Auto die letzten Kilometer zu Marinas Apartment fuhr.

Vielleicht war aber auch niemand schuld. Er nahm Rücksicht auf Rosa, denn die Wahrheit wäre schlimm für sie gewesen, gerade weil sie sich als betrogene Frau in ihrem bürgerlichen Umfeld in Florenz geschämt hätte.

Er nahm auch Rücksicht auf Flavio, der sonst die Beziehung zu seinem Vater hätte neu definieren müssen. Auch auf Marina nahm er Rücksicht, die ihn sonst den ganzen Tag hätte erdulden müssen, wenn er bei ihr eingezogen wäre, während sie ihn jetzt nur für wenige, aber dafür glückliche Stunden sah. Letztlich hatte er auch Rücksicht auf Fabrizia genommen, denn sie konnte ihr Leben ohne ihren Vater besser gestalten.

In diesem Moment fühlte er sich wie ein guter und unschuldiger Mensch. »So war nun mal das Leben«, sagte er sich in Momenten, in denen er kritisch über sein Leben nachdachte und mit dieser Version konnte er sich gut anfreunden. Je häufiger er sich diese Worte sagte, desto plausibler erschienen sie ihm.

Sollten doch alle mit ihm zufrieden und vielleicht sogar stolz auf ihn sein. Nun, wo Fabrizia tot war, gab es schließlich auch keinen vernünftigen Grund mehr, wieso er sich jetzt noch offenbaren sollte. Marina hatte sich so lange mit dieser Situation arrangiert, fast dreißig Jahre lang, nun konnte sie es auch weiterhin so halten.

Er parkte sein Auto ein paar Straßen von Marinas Wohnung entfernt, so wie er es immer tat. Als er bei Marina klingelte, öffnete die sonst so stolze Frau in einer gebeugten Haltung mit einem starren Blick und mit verweinten Augen die Tür.

»Danke, dass du so schnell gekommen bist«, sagte sie und fiel ihm in die Arme, wobei sie regelrecht zusammensackte.

Giovanni hielt sie ganz fest. »Ich mache mir Vorwürfe, dass ich mich nie um Fabrizia gekümmert habe«, sagte er nach einer Weile.

»Dich trifft keine Schuld, es ist Schicksal«, sagte Marina leise und drückte ihn dabei ganz fest an sich. Wie ein Stein fiel ihm jetzt die Last vom Herzen, denn sie nahm ihm in diesem Moment alle Schuldgefühle, welcher er sich während der Autofahrt bewusst geworden war.

»Es war unsere gemeinsame Entscheidung, dass Fabrizia dich nicht kennen lernen sollte und daher hast du dir wirklich nichts vorzuwerfen«, ergänzte Marina. In Giovanni's Ohren war das so, als würde ihm ein Priester die Absolution erteilen.

Er hatte Fabrizia nicht gekannt. Kurz nach ihrer Geburt hatte er sie ein paar Male gesehen und er hatte sie nur einmal in seinen Armen gehalten. Als sie ein Jahr alt war, hatten Marina und er gemeinsam entschieden, dass es besser wäre, sich nicht mehr in der Wohnung in Anwesenheit von Fabrizia zu treffen. Fabrizia sollte keine Beziehung zu ihrem leiblichen Vater aufbauen, da Giovanni diese nicht entsprechend erwidern konnte.

Er blieb über Nacht, um Marina Trost zu spenden und fuhr erst am nächsten Tag zurück nach Florenz, um sein Leben weiter wie bisher zu führen.

Vielleicht meinte das Schicksal es gut mit ihm. Schließlich war alles einfach so passiert. Nun würde alles wieder werden wie früher, er war mit zwei Frauen zusammen, wobei nur die eine von der anderen wusste.

»Das ist auch gut so«, dachte er.

Sein Gewissen war rein, er fühlte sich wie ein guter Mensch.

Das Leben geht weiter

Nach einer umfangreichen Obduktion wurde Fabrizias Leichnam von Stockholm nach Bologna überführt. Giovanni nahm an ihrer Beerdigung nicht teil. Wie hätte er sich auch bei Marinas Verwandtschaft und bei ihren Freunden vorstellen sollen.

Natürlich war das Interesse - vor allem der Verwandtschaft - groß gewesen, die Identität von Fabrizias Vater zu erfahren. Marina hatte das Geheimnis jedoch stets bewahrt, sie hatte weder der Familie noch den Behörden den Namen preisgegeben und darauf war sie bis heute stolz.

»Das ist doch einleuchtend, dass du nicht zur Beerdigung gehst«, hatte Marina ihm gesagt und ihm keinerlei Vorwürfe gemacht.

Wenige Tage später, während einer der typischen Dienstreisen, trafen sie sich wieder in Marinas Wohnung für einen Tag und eine Nacht.

»Der Mörder von Fabrizia wurde gefasst«, erklärte Marina unvermittelt. »Diese Bestie kommt hoffentlich lebenslänglich hinter Gitter oder besser noch er«

Weiter kam sie nicht, denn Giovanni legte behutsam seine Hand auf ihren Mund und streichelte sie sanft, während sie wieder in Tränen ausbrach. So verbrachten sie eine lange Zeit zusammen ohne miteinander zu reden.

Später, während Marina in der Küche beschäftigt war, sah sich Giovanni nun zum ersten Mal die vielen Bilder seiner Tochter, die an den Wänden hingen, genauer an. Zum ersten Mal in seinem Leben fragte er sich: »Wer war Fabrizia eigentlich?« und »Was war das

Besondere an Fabrizia, die, von einem ungeheuren Ehrgeiz getrieben, an einer Doktorarbeit in Stockholm arbeitete? Vielleicht hatte sie einen derartigen Antrieb, weil sie ohne Vater aufgewachsen war?» überlegte Giovanni, als er ein recht neues Foto von ihr in die Hand nahm.

»Das ist Fabrizia mit ihren Kollegen auf einem Segelboot vor Stockholm«, sagte Marina plötzlich, die ihn offenbar schon eine ganze Weile beobachtet hatte. »Sie war mutig und setzte das, was sie unbedingt erreichen wollte, auch in die Tat um.«

»Ich möchte mehr über sie erfahren«, sagte Giovanni auf einmal nachdenklich und betrachtete das Foto.

Marina fiel es schwer, über Fabrizia zu sprechen. Sie gab sich aber Mühe, zeigte ihm noch einige Fotoalben und erzählte einige Geschichten dazu, wobei ihr ab und an die Tränen über die Wangen rannen.

In den folgenden Wochen besuchte Giovanni Marina häufiger als sonst und stellte Fragen, die er nie zuvor gestellt hatte. Marina beantwortete sie zunächst zögerlich. Sie konnte nicht verstehen, warum er sich gerade jetzt für seine verstorbene Tochter interessierte. Nach und nach bekam er die Antworten, die ihm zu verstehen halfen, wie seine Tochter herangewachsen und wie sie als junge Frau gewesen war. Dabei lachten und durchlebten sie gemeinsam schöne, aber auch sehr traurige Momente. Giovanni fuhr in dieser Zeit immer seltener zu seinen Lieferanten und Kunden.

Rosa merkte von alledem wieder einmal nichts, denn sie war mit ihrer Enkeltochter beschäftigt, die gerade ein Jahr alt war. Obwohl sie nicht die ganze Aufmerksamkeit ihrer Großmutter benötigte, weil sie so häufig und

lange schlief, hielt Rosa es für notwendig, fast ständig bei ihr zu sein.

»Schön, dass Flavio sich um die Firma kümmert und Rosa sich so gut mit Chiara versteht«, dachte Giovanni erleichtert, als er wieder einmal zu Marina fuhr.

Nicht zu wissen, warum und wie genau Fabrizia ermordet wurde, war für Marina äußerst schwer zu ertragen. Von den Behörden in Stockholm erhielt sie nur spärliche Informationen, was vielleicht auch an der sprachlichen Barriere lag. Marina sprach kein schwedisch und nur wenige Brocken englisch, so konnte sie sich mit den verantwortlichen Personen in Stockholm nicht verständigen.

Häufig redete sie mit Giovanni darüber, ob er sich nicht in Stockholm nach den Umständen von Fabrizias Tod erkundigen könnte, bis er ihr schließlich versprach, dort für sie anzurufen. Vorher bat er Marina, ihm alles über Fabrizia zu erzählen, was wichtig sein könnte.

»Sie hat in einem Labor an Stammzell- und Wachstumsfaktoren gearbeitet, mehr kann ich dazu nicht sagen«, antwortete Marina. Sie gab ihm einige Briefe, in denen er jedoch keine Hinweise finden konnte, welche ihm die offenen Fragen hätten beantworten können. »Wenn du willst, kannst du die E-Mails von ihr lesen«, sagte sie und hielt ihm den Laptop hin. Er fand darin zahlreiche Informationen über ihre Arbeit, von der er jedoch nichts verstand.

»Wie ist sie ihrem Mörder begegnet?« wollte Giovanni wissen.

»Er war ihr Kollege, auch ein Doktorand, in ihrem Labor bei Professor Bergstrom. Mehr Informationen hat man mir nicht gegeben«, sagte Marina, bevor sie

wieder in Tränen ausbrach und dann vor Wut mit der Faust auf ihr Kissen schlug. Giovanni traute sich nicht, ihr noch weitere Fragen zu stellen.

Er ging ins Nachbarzimmer und suchte im Internet nach Professor Dr. Lars Bergstrom in Stockholm. Er fand seine Telefonnummer und rief ihn gleich an. Mit seinem akzeptablen Englisch und seinem italienischen Akzent stellte er sich als Partner von Fabrizias Mutter vor.

Mit der Argumentation, dass sich Fabrizias Mutter nicht gut in englischer Sprache verständigen könne und er daher anrufe, konnte er Professor Bergstrom überzeugen, mit ihm zu sprechen.

»Wir suchen selbst nach einer Erklärung für diese unfassbare Tat. Vielleicht war es Neid, denn Fabrizia war sehr erfolgreich. Sie war so beliebt in der Arbeitsgruppe. Sie hatte Talent, während Prithivi, der mutmaßliche Mörder, relativ glücklos experimentierte.«

»Aber wieso wurde sie mit Gift umgebracht?«

»Wieso und wie er sie vergiftet hat, ist noch unklar. Das Gift, das in Fabrizias Körper gefunden wurde, stimmt mit einem Toxin überein, das Prithivi auch bei seinen Experimenten im Labor verwendete. Er bestreitet jedoch vehement, die Tat begangen zu haben.«

»Wo ist er jetzt?«

»Er sitzt in Untersuchungshaft.«

»Woran hat Fabrizia eigentlich geforscht?« fragte Giovanni, »denn das konnte ich aus ihren Briefen und E-Mails, die sie an ihre Mutter geschrieben hat, nicht erfahren.«

»Für einen Laien ist es auch schwierig, unsere Forschung zu verstehen. Fabrizia forschte an Stammzellfak-

toren, insbesondere an einem Cocktail von Faktoren, mit dem man verhindern kann, dass aus den Stammzellen, die sich zu anderen Zellen differenzieren, Tumorzellen entstehen. Das ist besonders wichtig, wenn man mit Stammzellen Patienten therapieren will. Ihre Ergebnisse waren vielversprechend, wie sie uns vor ein paar Monaten zeigen konnte. Obwohl diese Daten natürlich noch mehrmals unter unterschiedlichen experimentellen Bedingungen reproduziert werden mussten, waren wir uns sicher, dass sie kurz vor einem ganz großen Durchbruch stand.«

»Wer führt jetzt die Versuche weiter?« fragte Giovanni interessiert.

»Im Moment niemand, denn ihr Laborbuch ist verschwunden und keiner von uns hat eine Ahnung, wie sie ihre Experimente genau durchgeführt hat. Auch andere wichtige Unterlagen von ihr sind verschwunden, nur wenige persönliche Dinge von ihr sind noch im Labor vorhanden. Ihre Mitbewohnerin wollte uns ihre Kleidung und sonstigen Sachen aus der Wohnung bringen. Sollen wir sie mit der Post an die Adresse ihrer Mutter schicken?«

Erst wollte Giovanni die Frage bejahen, sagte dann jedoch spontan: »Das brauchen Sie nicht, ich werde die Sachen persönlich abholen.«

Der Kälte entgegen

Marina hörte sich in aller Ruhe an, was Giovanni im Telefongespräch von Professor Bergstrom erfahren hatte.

»Neid und Gier hat schon viel Verderben über die Menschheit gebracht«, bemerkte sie und versank kurze Zeit später wieder, wie so oft in der letzten Zeit, in tiefe Trauer. Dann redeten sie für mehrere Stunden nicht.

»Lass uns gemeinsam nach Stockholm fliegen«, schlug Giovanni plötzlich vor.

»Nein, das möchte ich nicht!« sagte Marina bestimmend. »Ich möchte den Tatort nicht sehen. Flieg du nur, für dich ist es vielleicht wichtig und du kannst auf diese Weise Abschied von Fabrizia nehmen. Später kannst du mir alles erzählen und du kannst für mich Fotos machen, das reicht mir völlig.«

Giovanni erschrak, denn erst jetzt wurde ihm bewusst, wieso er unbedingt nach Stockholm fahren musste. Er hatte ein starkes Bedürfnis, sich von seiner ermordeten Tochter zu verabschieden. Die vergangenen siebenundzwanzig Jahre konnte er weder nachvollziehen noch zurückholen, jedoch hatte er in den vergangenen Wochen viel über Fabrizia erfahren, und seine Tochter war ihm vertrauter geworden. Auch hatte er von Marina erfahren, dass sie ihm in vielem sehr ähnlich gewesen war. Deshalb wollte er wenigstens noch etwas über die letzten Tage, Wochen und Monate in Fabrizias Leben erfahren. Das war seine Art, ihren Tod zu verarbeiten.

Bereits am nächsten Morgen buchte er einen Flug von Florenz nach Stockholm.

»Ich fliege nach Stockholm«, sagte Giovanni, als er mit seiner Familie am Tisch saß. »Ein potentieller Kunde interessiert sich für unsere Weine«, log er in einer Weise, die ihm selbst peinlich war. Aber wie so oft, bemerkte seine Familie davon nichts.

Rosa fragte nur kurz, wann er fliegen wollte und als er sagte, *schon übermorgen*, nickte sie. Dann beschäftigte sie sich wieder mit ihrer Enkeltochter.

Es war Ende März. In Florenz war bereits der Vorfrühling ausgebrochen, in Stockholm hingegen lag noch hoher Schnee.

Giovanni frohr entsetzlich, als er das Flughafengebäude verließ. Nicht nur, dass es kalt war, es war auch noch sehr windig. Die Kälte schien durch seinen dicken Mantel zu dringen.

Zunächst fuhr er zu dem Hotel, das Professor Bergstrom ihm empfohlen und auch für ihn reserviert hatte, und checkte ein. Eine Stunde später nahm er ein Taxi zur Universität.

Professor Bergstrom begrüßte ihn freundlich und erkundigte sich höflich, ob er sich bereits von dem Klimaschock erholt hätte. Dann führte er ihn durch seine Labore, stellte ihm seine Mitarbeiter vor und zeigte ihm auch den ehemaligen Arbeitsplatz von Fabrizia.

»Wie ich Ihnen bereits sagte, im Labor gibt es nicht viele persönliche Gegenstände von unseren Mitarbeitern, weil es hier sehr eng ist und jeder Quadratzentimeter genutzt wird. Fabrizia hatte es sich etwas gemütlicher eingerichtet als die anderen Mitarbeiter«, sagte der Professor und überreichte Giovanni ein Foto, auf dem Fabrizia mit ihrer Mutter zu sehen war, ein Gruppenbild

mit allen Mitarbeitern im Labor, einen Elch als Stofftier, einen Rucksack mit Unterlagen und ihren privaten Laptop.

»Wir haben auf dem Laptop nach Daten schauen müssen«, entschuldigte sich der Professor, »denn wir hofften, noch Aufzeichnungen über das Experiment finden zu können. Leider wurden wir nicht fündig. Außerdem wurden noch einige Unterlagen gestohlen«, fügte er hinzu: »Die Telefonnummer und Adresse ihrer Mitbewohnerin habe ich Ihnen aufgeschrieben, damit Sie auch die privaten Gegenstände aus der Wohnung abholen können.«

Giovanni bedankte sich daraufhin, packte den Laptop und die Bilder in Fabrizias Rucksack und fuhr anschließend mit dem Taxi zu seinem Hotel. Von dort rief er umgehend Fabrizias ehemalige Mitbewohnerin an. Drei Stunden später trafen sie sich im Studentenwohnheim, wenige Fußminuten von der Universität entfernt.

»Hallo, ich heiße Berit«, wurde er freundlich von einer mittelgroßen jungen Frau mit sehr langen blonden Haaren begrüßt.

»Ich heiße Giovanni und ich bin der Freund von Fabrizias Mutter.«

Berit zeigte ihm die Dreizimmerwohnung. Die beiden kleinen Zimmer wurden als Schlafräume und das große Zimmer als Wohnraum genutzt.

Als er in Fabrizias Zimmer kam, war er überrascht. Es war sehr klein und voller Möbel und Gegenstände. Neben dem Bett aus hellem Kiefernholz stand ein weißer Kleiderschrank, ein alter Schreibtisch, ebenfalls aus Kiefernholz, und zwei einfache Plastikstühle standen davor. An der Wand hing ein kleiner Spiegel mit einem

Regal darunter, auf dem mehrere Lippenstifte, Wimperntusche und eine Bürste lagen.

»Die Wohnungen im Studentenwohnheim werden alle möbliert vermietet. Fabrizia wollte und konnte auch in ihrem kleinen Zimmer nicht mehr unterbringen.«

»Ich ging davon aus, dass Fabrizia keine Studentin mehr war, sondern Doktorandin. Deshalb frage ich mich, warum sie in einem Studentenwohnheim wohnte?«

»Sie war Studentin, wenn auch Promotionsstudentin, deshalb durfte sie hier wohnen und darüber war sie sehr glücklich, denn als Doktorandin verdiente sie nur wenig. Das Wohnzimmer und den Fernseher haben wir gemeinsam genutzt. Fabrizia war ohnehin selten in der Wohnung, meist war sie im Labor.«

In den zwei Reisekoffern, die er unter dem Bett fand, konnte er alle Kleidungsstücke, Bücher und Ordner, die auf dem Schreibtisch gestapelt waren, verstauen.

»Dass sie mit so wenig Habseligkeiten über zwei Jahre hier leben konnte, wundert mich«, sagte Giovanni, der sich in diesem Moment erhebliche Vorwürfe machte, dass er nie etwas für sie gekauft hatte.

»Oh, jetzt hätte ich das hier beinahe vergessen«, sagte Berit plötzlich, als Giovanni bereits zur Wohnungstür gegangen war. Sie gab ihm einen kleinen zugeklebten Briefumschlag, auf dem ein paar Abkürzungen und Zahlenkolonnen vermerkt waren. »Fabrizia bat mich, diesen Umschlag an einem sicheren Ort aufzubewahren und niemandem zu zeigen. Jetzt, wo sie tot ist, möchte ich diesen Brief nicht mehr aufbewahren, vielleicht ist das ja ihr Testament!«

Während Giovanni den Umschlag öffnete, holte Berit noch ein paar Sachen von Fabrizia aus dem Bad und aus dem Wohnzimmer.

In dem Brief fand er einen Zettel mit einer Tabelle voller Zahlen, Buchstaben und Abkürzungen, die für Giovanni keinen Sinn ergaben.

»Nur eine Tabelle«, sagte er zu Berit und zeigte ihr den Zettel.

»Damit kann ich auch nichts anfangen«, sagte Berit. »Von der Stammzellforschung verstehe ich wenig, ich studiere Soziologie.«

»Wie kommen Sie auf die Idee, diese Tabelle könnte mit der Stammzellforschung in Verbindung stehen?« fragte Giovanni ungläubig nach, denn auf dem Zettel und in der Tabelle konnte er keine Hinweise darauf finden.

»Weil sie häufiger mal im Wohnzimmer saß und seltsame Zahlen- und Buchstabenkombinationen aufschrieb, dabei hat sie dann in ihrem Laborbuch mit den vielen Graphen und Fotografien geblättert«, sagte Berit. Sie schaute sich nochmals im Wohnzimmer nach Dingen um, die Fabrizia gehört haben könnten, während Giovanni den Umschlag mit der Tabelle in einen der Koffer legte.

»Eine wunderschöne Blumenvase, die ihr von ihren Laborkollegen zum letzten Geburtstag geschenkt worden war, stand dort auf ihrem Schreibtisch. Doch bei dem Einbruch wurde sie zerstört.«

»Was für ein Einbruch? Ist sie auch noch bestohlen worden?« fragte Giovanni verwundert.

»Das musste Fabrizia nicht mehr erleben«, erklärte Berit. »Der Einbruch war am Tag nach ihrer Ermor-

dung. Erstaunlicherweise wurde gar nichts gestohlen. In meinem Zimmer stand mein nagelneuer Computer und sogar Bargeld lag offen auf dem Schreibtisch, nichts davon wurde angerührt. Das Zimmer von Fabrizia war ein wenig durchwühlt. Ich musste es zweimal herrichten.«

»Wieso zweimal?« fragte Giovanni ungläubig.

»Das zweite Mal, nachdem die Polizei das Zimmer untersucht hatte.«

»Was sagte die Polizei dazu, dass am Tag nach ihrem Tod bei Ihnen eingebrochen und nur Fabrizias Zimmer durchwühlt wurde?« wollte Giovanni wissen.

»Sie vermuteten, dass ein Drogenabhängiger eingebrochen hat, in Fabrizias Zimmer nichts finden konnte und dann wohl gestört wurde, bevor er mein Zimmer nach Geld durchsuchen konnte.«

»Das kommt mir sehr merkwürdig vor«, sagte Giovanni nachdenklich.

»Mir auch«, erwiderte Berit.

Hotel der Späher

Nachdem er sich von der liebenswerten Berit verabschiedet hatte, fuhr Giovanni mit beiden Reisekoffern zurück in sein Hotel.

Er erschrak, als er sein Zimmer betrat: »Da hat sich doch jemand an meinem Koffer und an Fabrizias Rucksack zu schaffen gemacht«, murmelte er und schaute sich dabei nervös im Raum um. Obwohl man versucht hatte, wieder Ordnung herzustellen, bemerkte er, dass seine Hose anders gefaltet war, als er es sonst immer tat. Und er wusste auch noch genau, dass sein bereits getragenes Hemd nicht so ordentlich wie jetzt auf der Hose gelegen hatte.

Giovanni bekam fürchterliche Angst. Erst der Einbruch in Fabrizias Wohnung und jetzt war ganz offensichtlich jemand hier im Hotel in seinem Zimmer gewesen. »Können dies Zufälle sein oder steckt etwas Bestimmtes dahinter?« fragte er sich. Empört und sehr aufgeregt nahm er das Zimmertelefon in die Hand und wählte die Rezeption an.

»Da war jemand in meinem Zimmer und hat meine Sachen durchwühlt«, schrie Giovanni verärgert in den Hörer. »Ich möchte, dass Sie sofort die Polizei verständigen.«

»Ich stelle Sie zu unserem Hotelmanager durch«, hörte er die freundliche Dame sagen. Wenige Sekunden später meldete sich dieser und versuchte Giovanni zu beruhigen, der nach wie vor hartnäckig darauf bestand, dass die Polizei kommen sollte.

»Ich kann Ihnen den Vorfall genau erklären«, sagte der Hotelmanager schließlich und lud Giovanni zu einem Espresso in sein Büro ein.

Beim Verlassen des Zimmers, fragte sich Giovanni unvermittelt, ob sich nun wieder jemand Zutritt verschaffen und Fabrizias Koffer durchwühlen würde. Waren die wenigen Habseligkeiten für einen Dieb interessant?

»Die Tabelle«, schoss es ihm durch den Kopf, »der Briefumschlag mit der Tabelle.«

Er ging zurück, nahm den Umschlag, den er bereits in seinen Koffer gelegt hatte, und steckte ihn in seine rechte Hosentasche. Dann fotografierte er anschließend das Zimmer mit seiner Handykamera. Er wollte wissen, ob sich nochmals jemand an den Koffern zu schaffen machen würde.

In der Empfangshalle suchte er nach dem Hotelmanager, wurde aber von einer etwa vierzigjährigen, groß gewachsenen Frau mit mittelblonden kurzen Haaren und einem harten Gesichtsausdruck abgefangen.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte sie freundlich mit künstlich wirkendem Lächeln. »Sind Sie Giovanni Avanzini?«

»Um was geht es?« fragte Giovanni barsch, denn er war immer noch aufgebracht.

»Bitte kommen Sie mit«, sagte sie. Dabei zeigte sie ihm einen Dienstausweis, worauf der Name, *Linda Sundquist* stand und eine auf schwedisch geschriebene Bezeichnung, die Giovanni nicht so schnell deuten konnte.

Sie gingen in das Büro des Managers, der Giovanni kurz die Hand schüttelte und gleich darauf das Zimmer verließ, um den versprochenen Espresso zu holen.

»Was wollen Sie in Stockholm?« fragte die Frau in einem herrischen Ton. Ihr freundlicher Gesichtsausdruck war längst verflogen.

»Ich hole die privaten Sachen der Tochter meiner Freundin ab«, sagte Giovanni blitzartig.

»Ach so, verstehe«, sagte Frau Sundquist. »Ich habe davon gehört. Sie war Italienerin und ist in einem Labor ermordet worden, nicht wahr?« Giovanni nickte. »Den Mörder hat man bereits gefasst, habe ich in der Zeitung gelesen, ein tragischer Fall. Wieso holen Sie die Sachen persönlich ab? Die hätten Sie sich doch auch schicken lassen können?«

»Können Sie sich im Geringsten vorstellen, wie sich meine Freundin fühlt? Sie ist traurig und kann das Vorgefallene so gar nicht begreifen. Ich tue das aus Zuneigung zu ihr. Ich wollte sehen, wo Fabrizia gearbeitet und gelebt hat, um ihrer Mutter darüber berichten zu können. Sie selbst hat nicht die Kraft, um nach Stockholm zu reisen, nach allem, was passiert ist«, erklärte Giovanni, und fragte sich, woher diese Frau wusste, dass es sich bei der besagten Tochter um Fabrizia handelte und dass sie ermordet worden war.

»Wann reisen Sie wieder nach Italien zurück?« fragte Frau Sundquist.

»Bisher habe ich noch keinen Rückflug gebucht.« entgegnete Giovanni. Sie schaute ihn fragend an. »Ich bin zum ersten Mal in meinem Leben in Stockholm und nutze die Gelegenheit, die Stadt zu erkunden.«

In diesem Moment betrat der Hotelmanager das Zimmer und brachte den Espresso. Nach einer kurzen Pause sagte Frau Sundquist, nun in einem angenehme-

ren Ton: »Sie sind sicherlich verwundert, dass Ihr Zimmer unter die Lupe genommen wurde?«

Giovanni nickte kurz, wenngleich er sich innerlich über die Beschreibung, sein Zimmer sei unter die Lupe genommen worden, hätte richtig aufregen können.

»Dafür möchte ich mich entschuldigen. Ich bin von der schwedischen Drogenpolizei. Wir haben Sie für einen Drogenkurier aus Italien gehalten.«

Giovanni konnte sich nicht erklären, warum er in Verdacht geraten war, bei allem Verständnis für die Notwendigkeit, Drogenkuriere zu enttarnen. Er trank den Espresso und verabschiedete sich.

Wenig später verließ Giovanni das Hotel, um einen kleinen Spaziergang zu machen. Die Bewegung brauchte er, um sich zu entspannen. Obwohl die Situation geklärt zu sein schien, fühlte er sich immer noch ein wenig angespannt. Als es ihm zu kalt wurde, ging er in eine Bäckerei, um sich etwas aufzuwärmen und um sich etwas zum Essen zu kaufen. Mit dem Snack in der Hand ging er durch einen kleinen Park langsam in Richtung Hotel zurück. Es wurde schon dunkel. Beim Verlassen des Parks schaute er sich zufällig um und bemerkte zwei Männer. Sobald er stehen blieb, um nach außen hin den Eindruck zu vermitteln, dass er das Treiben einiger Vögel im Schnee beobachtete, blieben auch die beiden Männer stehen und schauten sich belanglos um.

Nervös dachte er: »Ich muss hier so schnell wie möglich weg«. Er versuchte, ruhig zu bleiben. Scheinbar gemächlich schlendernd verließ Giovanni den Park und huschte blitzschnell in ein Café. Durch das Fenster sah er, wie seine Verfolger vorbeiliefen und dabei aufgeregt gestikulierten. Zunächst erleichtert, schloss er sich in die

Herrentoilette ein und überlegte, was er jetzt machen sollte.

»Die wollen die Tabelle haben, da bin ich mir ganz sicher.« Er nahm den Umschlag aus der Hosentasche und schaute sich die Buchstaben und Zahlen lange an. Einen logischen Zusammenhang oder irgendeine Schlussfolgerung konnte er daraus nicht ziehen.

Mit seinem Handy fotografierte er die Tabelle. Die Qualität der Fotos war gut, so dass er alles darauf genau erkennen konnte.

»Nur weg mit der Tabelle!« Er wollte sie schon beinahe in der Toilette entsorgen, als er doch noch zögerte und beschloss sie zu verstecken.

Er faltete das Papier ganz klein und verstaute es in der Plastikhülle seiner Papiertaschentücher. Darin war die Tabelle nun so gut wie wasserdicht verpackt.

»Wo soll ich nur dieses winzige Paket verstecken?« fragte er sich. Mit diesen Gedanken verließ er das Café und lief die Straße entlang zurück zum Hotel. Seine beiden Verfolger waren, Gott sei Dank, weit und breit nicht mehr zu sehen.

Am Rande der Straße sah er eine moderne Skulptur, die aus verschiedenen Metallen und Eisenrohren zusammengeschweißt war. Das Ende eines Rohres war offen und mit einer zusammengedrückten Zigarettenschachtel verstopft. Er zog die Schachtel, so unauffällig, wie er nur konnte, heraus und stopfte die Plastikhülle mit der Tabelle in das Rohr. Anschließend drückte er mit seinem rechten Zeigefinger noch etwas nach, bis das kleine Päckchen nicht mehr zu sehen war. Dann verschloss er das Eisenrohr wieder mit der Zigarettenschachtel.

»Ein Problem weniger«, dachte er und war sich sicher, dass niemand die Tabelle hier finden würde. Zur Sicherheit schaute er sich noch einmal nach den Männern um. Dann ging er erleichtert zurück in sein Hotel.

Als er sein Zimmer betrat, war das Zimmermädchen gerade mit dem Aufräumen beschäftigt. Die junge Frau entschuldigte sich dafür in schwedischer Sprache, wobei der italienische Akzent in ihrem Tonfall unmissverständlich durchkam.

»Waren Sie heute Nachmittag schon einmal in meinem Zimmer?« fragte Giovanni auf italienisch.

»Ich musste das Zimmer für die beiden Amerikaner öffnen«, sagte sie mit zum Boden gerichtetem Blick.

»Amerikaner? Waren es nicht Männer der schwedischen Drogenbehörde?«

Das Zimmermädchen erschrak und schaute Giovanni verängstigt an.

»Oh, das hätte ich nicht sagen dürfen. Bitte erzählen Sie davon nichts meinem Chef, sonst verliere ich meinen Job«, bat sie.

»Nein, nein, das mache ich nicht, keine Sorge. Ich wundere mich nur, denn vorhin sprach ich mit einer Frau über den Vorfall, die keine Amerikanerin war.«

»Diese Frau und mein Chef waren auch dabei«, sagte das Zimmermädchen hastig. „Mein Chef hat mir befohlen aufzuschließen. Ins Zimmer sind dann aber nur die beiden Amerikaner gegangen. Der eine sprach so, wie man sich einen Texaner vorstellt«, sagte sie schnell und als Giovanni sie verwundert anschaute, ergänzte sie voller Stolz. »Ich schaue mir hier in Schweden viele amerikanische Filme in Originalsprache mit schwedischen Untertiteln an, da höre ich schon den Unterschied. Das

könnten Mitarbeiter vom amerikanischen Geheimdienst gewesen sein.«

Giovanni nickte ungläubig. Ihre Worte verwirrten ihn völlig. »Was wollte der amerikanische Geheimdienst von ihm?« dachte er.

»Warum machen Sie hier eigentlich sauber? Das Zimmer war doch in Ordnung, als ich es verließ!«

Daraufhin verließ das Zimmermädchen sofort den Raum und rannte davon. Den Grund für ihre Anwesenheit hatte er schnell gefunden: Seine Koffer waren nochmals durchwühlt worden.

Giovanni konnte hier nicht länger bleiben. Er wollte möglichst schnell weg von hier und sich ein anderes Hotel suchen. Als er zum Bezahlen mit dem Koffer an der Rezeption stand und sich ein Taxi bestellen ließ, kam der Hotelmanager hinzu und sagte mit großzügiger Geste: »Ist schon in Ordnung! Herr Avanzini muss nicht bezahlen.«

»Was läuft hier eigentlich ab?« fragte Giovanni gereizt. Der Hotelmanager antwortete nicht. Er ging wortlos zurück in sein Büro. Als Giovanni ihm folgen wollte, verriegelte er die Tür von innen.

Bei den Mongolen

»Wohin darf ich Sie fahren?« fragte der etwa sechzigjährige Taxifahrer, der Giovanni mit seinen rehbraunen Augen und mit auffällig gebräuntem Gesicht freundlich anblickte. Jeder würde ihn sympathisch finden. Giovanni jedoch war unsicher geworden. Er konnte momentan in diesem kalten Stockholm niemandem mehr trauen.

»Zum Bahnhof bitte«, sagte er kurz angebunden. »Ich reise in den Süden, hier ist es mir zu kalt, viel zu kalt, geradezu bitterkalt.«

»Das würde ich auch gerne«, erwiderte der Taxifahrer lachend. Er plauderte während der Fahrt zum Bahnhof über seinen Geburtsort im Iran und erzählte, dass er sich an die Kälte und an die zu kurzen Wintertage mit viel zu wenig Licht wohl nie gewöhnen werde.

»Besuchen Sie Stockholm im Sommer«, empfahl er, als er Giovanni das Gepäck aus dem Auto hievte. »Dann ist es hier wunderschön und die Tage sind sehr lang, zur Mittsommernacht wird es gar nicht richtig dunkel.«

Giovanni bezahlte, gab ihm ein Trinkgeld und eilte in den Bahnhof hinein. Mit sorgenvollem Blick schaute er noch kurz zum Haupteingang, als fürchtete er, die beiden Männer zu entdecken, die ihm im Park gefolgt und vermutlich auch zweimal in seinem Hotelzimmer gewesen waren.

Als er nichts Verdächtiges entdecken konnte, entschloss er sich, den Bahnhof wieder zu verlassen. Mit den drei Koffern und dem Rucksack mühte er sich durch die Straßen von Stockholm auf der Suche nach einem neuen Hotel.

Als er an einem mongolischen Restaurant vorbeiging, an dem auf einem Schild *ALL-YOU-CAN-EAT* stand, bemerkte er erst, wie hungrig er war, sein Magen knurrte. Er betrat das Restaurant und setzte sich an einen Tisch, der schwer von außen einsehbar war. Der Kellner konnte ihm zwar keinen Chianti Classico anbieten, aber der chilenische Rotwein, für den er sich entschied, mundete ihm in diesem Augenblick sehr und gab ihm ein wohliges Gefühl. Das erste Mal, seit er in Stockholm war, kam er zur Ruhe und aß sich richtig satt.

Etwas später bat er den Kellner, ihm bei der Suche nach einem Hotelzimmer zu helfen. Dieser war sehr zuvorkommend und reservierte gleich ein Zimmer ganz in der Nähe des Restaurants. So musste Giovanni nach dem Verzehr einer ganzen Flasche Rotwein, die ihn zwar die Anspannung, aber auch die restliche Kraft nahm, nur noch wenige Meter bis zu seiner Unterkunft gehen.

An seinem ersten Wochenende in Stockholm erholte sich Giovanni von den Strapazen der letzten Tage.

Der Besuch bei Professor Bergstrom in der Universität war viel zu kurz gewesen und er hatte weder Fotos machen noch Fabrizias Kollegen kennen lernen können. Er war unzufrieden, denn er wollte nicht mit leeren Händen zu Marina zurückkehren.

»Was soll ich Marina denn zeigen und erzählen, wenn ich sie in Bologna besuche?« fragte er sich vorwurfsvoll.

So rief er bereits am frühen Montag bei Professor Bergstrom an und verabredete sich nochmals mit ihm. Dieser hatte nur wenige Minuten Zeit und so nutzte Giovanni die Gelegenheit, das Labor zu fotografieren.

Dann sprach er eine junge Frau an, die ihn freundlich begrüßte und fragte sie nach Fabrizia.

»Ja, Fabrizia, die kannte ich gut«, sagte sie. »Ich heiße Sofie Nilsson; ich bin als Laborantin im Institut beschäftigt. Wir haben zwar nie zusammen gearbeitet, aber wir haben oft im Pausenraum miteinander gesprochen. Fabrizia war sehr ehrgeizig und arbeitete hart, oft bis in die Nacht hinein, hin und wieder sogar am Wochenende.«

Als Giovanni ihr erklärte, dass er Fabrizias Mutter ein paar Eindrücke vom Labor vermitteln und etwas über die Gespräche mit ihren ehemaligen Kollegen erzählen wollte, lud Sofie ihn zu einem Kaffee in den Aufenthaltsraum der Abteilung ein. Sie stellte ihm mehrere Mitarbeiter des Labors vor. Einige von ihnen berichteten, den verdächtigen Kollegen oft mit Fabrizia gesehen zu haben, offensichtlich hatten sie sich gut verstanden. Giovanni machte sich Notizen und verabschiedete sich danach von ihnen.

Als er die Straßenkreuzung direkt vor der Universität erreichte, wurde er von zwei Männern in englischer Sprache angesprochen.

»Die beiden aus dem Park, sie sind bestimmt die Amerikaner«, dachte Giovanni, dabei ballte er seine Faust in der Tasche.

»Wir wissen von der Tabelle«, zischte der eine Mann drohend mit unverwechselbar texanischem Akzent.

Giovanni schaute ihn nur grimmig an, sagte jedoch kein Wort. Der Texaner war ein sehr schwächlicher Mann mit ausgeprägter Glatze, während der andere Typ breitschultriger war und an eine Bulldogge erinnerte.

»Die Mitbewohnerin von Fabrizia hat Ihnen einen Briefumschlag gegeben.«

»Ja, das stimmt! Woher wisst ihr das und was wollt ihr damit?«

»Wo ist der Umschlag?« wiederholte der Breitschultrige energisch, dabei baute er sich wie ein Türsteher vor Giovanni auf.

»Damit konnte man nichts anfangen, es waren nur belanglose Zahlen und Buchstaben in einer Tabelle. Ich habe den Umschlag weggeworfen.«

»Ob wir damit etwas anfangen können, das entscheiden wir«, schrie der Breitschultrige wütend. Als er Giovanni mit seinen Händen packte, rief der Texaner laut »*No, keep calm*«, woraufhin der Breitschultrige sofort losließ.

»Wo haben Sie den Umschlag weggeworfen?«

»Ich habe ihn in den Papierkorb meines Hotelzimmers, das ihr mehrmals durchwühlt habt, geworfen«, log Giovanni. Er sah ganz gelassen in die Augen des Texaners, dessen Blick verriet, dass er tatsächlich in Giovanni's Zimmer gewesen war.

»Sie lügen, wir glauben Ihnen nicht«, sagte der Texaner. Dabei musterte er Giovanni kritisch, bevor er drohend ergänzte: »Es wäre besser für Sie, wenn Sie uns die Tabelle sofort geben. Wir werden Sie überall aufspüren, Sie haben keine Chance, uns zu entkommen. Nur, dass Sie das wissen.«

In diesem Moment gesellte sich eine Gruppe von sechs Männern direkt zu ihnen an die Verkehrsampel.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte einer der Männer auf schwedisch. Als er merkte, dass die drei Herren ihn

nicht verstanden, ergänzte er in englischer Sprache. »Haben Sie sich verlaufen, ich helfe Ihnen gerne.«

Giovanni nutzte die Gelegenheit und sagte: »Ja, bitte helfen Sie mir, die Herren bedrohen mich.«

Die sechs fremden Männer sahen die Amerikaner durchdringend und fragend an, was diese so sehr verunsicherte, dass sie sich umdrehten und verschwanden. Giovanni ging daraufhin ein Weilchen mit der Gruppe mit, bis er das Gefühl hatte, dass die zwei außer Sichtweite waren.

Giovanni wollte nur noch so schnell wie möglich aus Stockholm fort. So buchte er vom Hotel aus den nächstbesten Flug nach Mailand.

»Ich bin mir nicht sicher, ob der Mord an Fabrizia wirklich aufgeklärt ist«, dachte er, als er in sich versunken im Flugzeug saß. »Sagte der Professor nicht, dass der Doktorand aus Nepal sogar mit Fabrizia befreundet gewesen war. Auch im Labor sprach man eher davon, dass sie sich gegenseitig bei ihren Experimenten halfen. Nur eine Kollegin hatte erwähnt, dass sie einen Streit zwischen den beiden mitbekommen habe und dass er möglicherweise neidisch auf ihre Arbeit gewesen sein könnte. War er vielleicht an den Ergebnissen und an der Tabelle interessiert? Für die Durchsuchung seines Hotelzimmers konnte er nicht direkt verantwortlich sein, er saß ja in Untersuchungshaft. Wer also besitzt die Dreistigkeit und durchsuchte zweimal mein Zimmer? Wer ist an den wissenschaftlichen Daten interessiert?«

In Mailand angekommen, fuhr Giovanni mit dem Zug nach Bologna weiter, wo er über Nacht bei Marina blieb. Er übergab ihr die persönlichen Sachen von Fabrizia, erzählte ihr, was er erfahren hatte, ließ die Ta-

belle aber unerwähnt. Am darauffolgenden Tag fuhr er weiter nach Florenz.

»Was bedeuten bloß die Zahlen- und Buchstabenfolgen?« fragte er sich, als er die Fotos der Tabelle, die er mit seinem Handy aufgenommen hatte, in seinem Büro ausdruckte. »Wer kann diese Zahlen wohl interpretieren?«

Einige Tage später bekam er einen Anruf. Sofort erkannte er die männliche Stimme mit dem texanischen Akzent.

Wahr oder doch nicht wahr?

»Wir wissen jetzt alles über Sie, auch von der Beziehung zu Fabrizias Mutter. Sie sind vermutlich ihr leiblicher Vater, nicht wahr?«

Giovanni erschrak, reagierte aber nicht. Sogar zu Hause hatten sie ihn nun ausfindig gemacht.

»Sind Sie noch am Apparat?« fragte der Texaner, als Giovanni nicht antwortete.

»Schon möglich«, erwiderte Giovanni kühl und schwieg.

»Haben Sie schon mit Ihrer Frau über Fabrizia und Fabrizias Mutter gesprochen?« fragte der Texaner höhnisch.

Abermals schwieg Giovanni.

»Dann werde ich Ihrer Frau wohl mal einen Besuch abstatten und sie informieren müssen. Sagen Sie, ist sie gerade im Haus? Wenn ja, dann würde ich gerne mit ihr über Fabrizia sprechen«, witzelte der Texaner.

Wieder antwortete Giovanni nicht. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen.

»Überlegen Sie es sich, wir wollen nur die Tabelle.«

»Ich sagte Ihnen bereits, dass ich sie nicht mehr habe«, stammelte Giovanni.

»Und genau das glauben wir Ihnen nicht«, schrie der Texaner ins Telefon wie ein Kommandeur in einer Kaserne.

Giovanni trennte das Gespräch. Er zitterte am ganzen Leib und hatte keine Kraft mehr. Er musste sich sofort hinsetzen.

Am Tag darauf rief der Texaner erneut an. Sobald Giovanni die markante Stimme erkannte, drückte er ohne zu zögern die Trenntaste.

Auch am folgenden Tag rief er wieder an. Flavio hatte den Anruf entgegen genommen, während Giovanni einen Spaziergang machte.

»Ein Amerikaner will unbedingt mit dir über Fabrizia reden. Er will später nochmals anrufen.«

Als eine knappe Stunde später das Telefon abermals klingelte, nahm Giovanni das Gespräch zunächst an, trennte die Verbindung aber sofort wieder, als er die Stimme des Texaners erkannte.

»Oh Gott, die lassen nicht locker, wie lange soll das noch gehen?« fragte sich Giovanni. »Ich kann das Telefon ja nicht ständig bewachen.«

Das brauchte er auch nicht, denn weitere zwei Stunden später kam Chiara mit ihrer Tochter im Arm in sein Büro und informierte ihn, dass zwei Amerikaner im Präsentationsraum saßen und mit ihm über Weine und über Fabrizia sprechen wollten.

Beim Öffnen der Tür zum Präsentationsraum war Giovanni äußerst nervös. Er erkannte die beiden Amerikaner sofort. Sie waren in sein Haus gekommen, unfassbar!

»Ich lasse mich von euch nicht erpressen. Die Tabelle habe ich nicht mehr und damit basta. Haut ab, sonst rufe ich die Polizei«, schrie er aufgebracht.

»Die können Sie ruhig rufen«, sagte der Texaner cool, während der Breitschultrige ihn grimmig anschaute. »Denken Sie jedoch an die Konsequenzen. Wenn Sie das tun, fliegt Ihre Affäre zu Marina auf und die Geschichte

mit Ihrer unehelichen Tochter auch. Für viele Florentiner wird das ein gefundenes Fressen werden.«

Giovanni wies wild entschlossen auf die Ausgangstür. Er war überrascht, dass die Männer tatsächlich aufstanden und gingen. »Wir geben Ihnen noch einen Tag Zeit«, sagte der Texaner, als er die Tür erreichte. »Dann werden wir mit Ihrer Frau reden und wenn Sie wollen, auch mit der ganzen Nachbarschaft. Wir sind gespannt, was die Florentiner so sagen, wenn sie erfahren, wie sich ihr ehrenwerter Herr Avanzini in Bologna die Zeit vertrieben hat.«

Giovanni quoll über vor Wut. Er wollte sich nicht erpressen lassen. Aber auf keinen Fall wollte er, dass die Tabelle in falsche Hände geriet. Er spürte, dass sie von besonderer Bedeutung war, sonst würden diese Kerle nicht so einen großen Aufwand betreiben, um sie zu bekommen.

»Ich muss reinen Tisch machen und zwar sofort«, dachte er. Er atmete tief durch.

Ohne nochmals darüber nachzudenken, ging er zu Rosa. »Rosa, ich muss mit dir sprechen«, begann er. Es fiel ihm schwer, offen zu sein, letztendlich jedoch erzählte er ihr die ganze Geschichte von seiner Affäre mit Marina, von seinen Reisen nach Bologna, von seiner unehelichen Tochter und von deren Ermordung.

Rosa hörte sich seine Ausführungen an. Ihr Blick hing, wie versteinert, an seine Lippen. Giovanni konnte sehen, dass in diesem Moment Rosas Welt zusammenbrach. Sie konnte und wollte sich nicht vorstellen, dass ihr Ehemann, dem sie immer vertraut hatte, über dreißig Jahre lang eine Affäre gehabt hatte. Weinend verließ sie den Raum.

Dann fasste Giovanni sich ein Herz und ging zu Flavio, um ihm die Situation zu erklären. Anfangs reagierte Flavio schockiert; er machte ihm aber erstaunlicherweise keine Vorwürfe.

»Das glaube ich nicht«, sagte er stattdessen. »Das ist doch ein Scherz?«

Giovanni schüttelte den Kopf. Erschöpft und voller Scham verließ er das Haus. Er schlenderte am Arno entlang, dessen Wasser während des Sonnenuntergangs so friedlich die Sonnenstrahlen reflektierte. Die Welt sah aus wie immer und doch hatte sich alles verändert.

Am Abend sprach Flavio dann mit Chiara über die Beichte seines Vaters. Sie reagierte von allen Familienmitgliedern am stärksten. »Wenn dein Vater so ist, dann bist du auch so«, betonte sie. Flavio war ein zweites Mal an diesem Tag schockiert. »Wieso unterstellst du mir, dass ich genauso bin wie mein Vater?« fragte er und ergänzte, als Chiara nicht reagierte: »Das ist ja eine Art Sippenhaft.«

Er konnte dabei seine innere Erregung nur mühsam kontrollieren und als Chiara immer noch nicht antwortete, schrie er sie sogar an: »Das kannst du nicht einfach so stehen lassen, ich bin nicht wie er!« Voller Wut verließ er den Raum.

Er machte Giovanni für die Spannung zwischen ihm und Chiara verantwortlich und entwickelte deshalb Aggressionen gegenüber seinem Vater.

»Wie konntest du mir das antun?« sagte Flavio verärgert, als Giovanni von seinem Spaziergang zurückkehrte. »Wieso erzählst du uns das alles erst jetzt? Wieso hast du nicht schon früher darüber gesprochen?«

Giovanni konnte darauf keine Antwort geben. Er ließ Flavio mit der Frage alleine und verließ den Raum.

Chiara sprach in den folgenden Tagen kein Wort mit ihrem Schwiegervater, sie ließ ihn ihren Hass spüren, während Rosa sich mehrere Tage weinend in ihr Schlafzimmer zurückzog.

Flavio reagierte in seiner Ratlosigkeit dem Vater gegenüber aggressiv. »Es ist mir sehr wichtig, dass die Öffentlichkeit nichts von alledem erfährt«, sagte er zu Giovanni, als sich die beiden zufällig im Wohnzimmer trafen. »Das bist du der Familie schuldig. Nach außen hin soll alles so bleiben wie es war. Wir wollen uns nicht auch noch dem Gespött der Nachbarschaft aussetzen, insbesondere Mutter hat das nicht verdient.«

Giovanni nickte nur. Die Spannungen waren für ihn kaum zu ertragen, die Familie grenzte ihn aus.

Er verließ das Haus und machte Spaziergänge in der Hoffnung, ihm würde etwas einfallen, wie er die Situation wieder in den Griff bekommen könnte.

Als er später in seinem Büro saß, klingelte das Telefon erneut. »Das ist bestimmt wieder der « Voller Wutgriff er nach dem Hörer. Er hatte Recht, der Texaner drohte ihm unverblümt und forderte ihn auf, die Tabelle rauszurücken.

»Die Tabelle habe ich in Stockholm im Hotel in den Papierkorb geworfen und damit basta. Ihr könnt mich mall!« schrie Giovanni. Dabei schlug er mit seiner rechten Faust so fest auf den Schreibtisch, dass sie ihn noch den ganzen Abend lang schmerzte. »Ich habe meiner Familie alles über Marina und Fabrizia erzählt. Ihr könnt mich nicht mehr erpressen«, fauchte er und legte den Hörer auf.

Giovannis Welt war plötzlich kompliziert geworden. Draußen warteten die Erpresser, drinnen im Haus war er ein Fremder in seiner eigenen Familie. Sie aßen nicht mehr gemeinsam, keiner redete mehr mit ihm. Außerdem plagte er sich mit ungeheuren Schuldgefühlen. Er hätte jemanden zum Reden brauchen können. Er wollte Flavio erklären, wie die Beziehung zu Marina entstanden war. Dieser aber sagte nur: »Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht mehr.«

Einige Tage später rief einer der Erpresser nochmals an und drohte Giovanni erneut. Voller Wut schrie er laut ins Telefon: »Ihr verdammten Erpresser, wieso könnt ihr hier in Italien so frei agieren?«

»Wir waren niemals hier, wir werden alles bestreiten und die entsprechenden italienischen Regierungsstellen werden uns helfen. Sie sind chancenlos, sehen Sie das doch endlich ein und geben Sie uns die lächerliche Tabelle, mit der Sie ja doch nichts anfangen können!«

»Ich besitze die Tabelle nicht mehr, wie oft soll ich das noch sagen«, schrie Giovanni kochend vor Wut ins Telefon.

»Ihnen könnte tragischerweise schnell mal etwas passieren, bedenken Sie das«, drohte der Texaner. »Wir haben Ihre kleine süße Enkeltochter gesehen. Das ist doch Ihre Enkeltochter, oder?«

Wenige Sekunden konnte Giovanni sich noch beherrschen, dann stieg in ihm die Wut wie die Lava aus einem ausbrechenden Vulkan empor. Er schrie in den Hörer: »Wenn Sie meiner Enkeltochter nur ein Haar krümmen, dann werde ich die Polizei informieren und aussagen, wer der eigentliche Mörder von Fabrizia ist.

Das wird viel Ärger hier in Italien, in Schweden, aber auch in Amerika auslösen und dann sind Sie dran.«

Fast erschrak er im Nachhinein über seine Worte. Der Erpresser am anderen Ende der Telefonleitung schwieg.

Giovanni interpretierte das Schweigen, als Zeichen der Einschüchterung. Als das Schweigen andauerte, legte er in seiner aufgebrachten Erregung noch einen drauf: »Ich weiß, wer Fabrizia ermordet hat«, log er.

Der Erpresser schwieg weiterhin.

Nun war Giovanni in seinem Element. Er spürte in diesem Moment, dass er vom Gejagten zum Jäger geworden war.

»Ich will eine Million Dollar«, sagte er, »ansonsten gehe ich noch heute mit der Wahrheit an die Öffentlichkeit.«

Gespannt wartete er auf eine Reaktion. »Wird er mich auslachen?« fragte er sich, »oder wird er gleich ausrasten.«

Es passierte nichts. Es herrschte eine gespenstische Stille am anderen Ende der Telefonleitung.

»Haben Sie nicht gehört«, brüllte Giovanni ins Telefon, »ich will eine Million Dollar in bar, heute noch, ansonsten sind Sie fällig.«

»Bleiben Sie bitte ruhig«, sagte der Texaner in einem überraschend sachlichen Ton. »Ich brauche Zeit, heute kann ich das Geld nicht beschaffen. Morgen, spätestens übermorgen melde ich mich wieder.«

»Ich will jetzt sofort eine Antwort: *Ja* oder *Nein*«, brüllte Giovanni ins Telefon. Er fühlte sich wie ein Angler, der den Fisch schon am Haken spürt und jetzt keine

Geduld mehr findet, bis er endgültig anbeißt, um ihn aus dem Wasser ziehen zu können.

»Das kann ich nicht entscheiden«, hörte er die Stimme sagen. »Bitte bewahren Sie Ruhe, wir werden darüber beraten und dann melde ich mich wieder.«

»Maximal zwei Tage, sonst können Sie die ganze Geschichte in den Zeitungen lesen«, schrie Giovanni.

»In zwei Tagen! Das geht in Ordnung«, sagte der Texaner und legte auf.

Giovanni brach nach dem Telefonat förmlich zusammen. Seine Knie zitterten unkontrolliert, sein Puls raste. Er setzte sich in einen Sessel, in dem er lange verweilte und versuchte, das Gespräch zu verarbeiten und wieder klare Gedanken zu finden.

»Was ist geschehen? Habe ich unüberlegt etwas gesagt? Wieso reagierte der Erpresser auf meine Worte und wie wurde ich vom Gejagten zum Jäger?« Wieso lässt er sich von mir erpressen? Immer wieder spielte er das Gespräch in seiner Erinnerung durch.

Mit einem Mal, überkam ihn ein Hochgefühl. »Ich habe gewonnen, ich bin der Sieger«, dachte er, als seine Kräfte zurückkehrten.

Gegen Abend mischte sich nach und nach Angst in seine Gefühle, die ihn dann im Bett so heftig einholten, dass er nicht einschlafen konnte. Er hatte gewonnen, das stand fest, jedoch bisher nur am Telefon.

Der Erpresser hatte gedroht, ihm, seiner Familie, insbesondere seiner Enkeltochter etwas anzutun. Seine Tochter war schon ermordet worden. Was wäre aber, wenn auch seiner Enkeltochter etwas passieren würde? Und nur deshalb, weil er so stur war und die Tabelle nicht herausgab.

»Sie werden meiner Familie nichts antun, solange sie nicht wissen, was ich gegen sie in der Hand habe. Ich muss mich nur verstecken«, dachte er, um sich aufzumuntern. »Solange sie glauben, dass ich den Mörder kenne, werden die Amerikaner das Risiko nicht eingehen und meiner Familie etwas antun und damit riskieren, dass ich vielleicht tatsächlich den wahren Mörder von Fabrizia bekanntgebe.«

Er ging zu Flavio und erzählte ihm, dass er für ein paar Tage verreisen werde. Flavio nickte nur kurz und wandte sich demonstrativ ab.

Über Umwege fuhr Giovanni zu Marina. Unterwegs hielt er mehrmals an, um sich zu vergewissern, dass ihm auch niemand folgte. Schließlich parkte er in Marinas Garage, damit das Auto nicht von der Straße aus gesehen werden konnte.

»Was ist los mit dir?« fragte Marina. Sie sah Giovanni sofort an, wie niedergeschlagen und kraftlos er war.

»Ich habe Rosa alles gesagt, alles von dir und Fabrizia.«

»Oh«, sagte Marina. »Wie hat sie reagiert?«

»Seither spricht sie nicht mehr mit mir!«

»Und Flavio? Wie hat er reagiert?«

»Er macht mir Vorwürfe und geht mir aus dem Weg. Chiara übertreibt in meinen Augen. Sie behandelt mich besonders hart. Es ist die reinste Hölle für mich und das alles noch in meinem eigenen Haus. Kann ich eine Weile hier bei dir bleiben?« fragte er verzweifelt. »Ich brauche jetzt deine Hilfe, Marina.«

»Lass uns zunächst mal die Nacht darüber schlafen. Morgen besprechen wir dann, wie es weitergeht.«

»Ich weiß nicht, vielleicht bleibe ich zunächst hier bei dir.«

Marina zögerte: »Du weißt, dass ich mich schwer tue, die ganze Zeit einen Mann in der Nähe zu haben. Ich brauche Raum und Zeit für mich allein«, platzte es aus ihr heraus. Außerdem erinnerst du mich ständig an Fabrizia. Ich brauche Abstand von dir. Du kannst bei mir ein paar Tage wohnen, auf Dauer jedoch nicht. Such dir bitte eine eigene Wohnung.«

Giovanni starrte sie nur ungläubig an. Wieder war eine wichtige Säule, auf die er geglaubt hatte, sich stützen zu können, zusammengebrochen. Als Marina ihn so verletzt sitzen sah, wurde ihr erst klar, wie hart ihre Worte ihn getroffen haben mussten.

»Es tut mir leid, so wollte ich es nicht sagen.«

»Ist schon gut«, sagte Giovanni, jedoch war nichts wirklich gut. Die Beziehung zu Marina war keine Partnerschaft, das war ihm klar, sie war dreißig Jahre lang so angelegt gewesen, dass sie sich gelegentlich trafen. Tatsache war, dass er störte und ihre Worte waren genau so gemeint, wie sie sie gesagt hatte.

Gegen Mittag klingelte das Telefon. Marina hob den Hörer ab und gab ihn einen Moment später, ohne selbst ein Wort zu sagen, weiter an Giovanni. »Ein Mann ist am Apparat, er spricht englisch. Er will dich sprechen, scheint dringend zu sein. Woher hat er meine Telefonnummer? Du weißt doch, ich will nicht, dass du von hier aus Geschäfte machst.«

Giovanni erschrak »Woher wissen die, wo ich bin und wie haben sie die Telefonnummer von Marina herausbekommen?« fragte er sich, ließ sich jedoch nichts

anmerken. Der Texaner am anderen Ende der Telefonleitung sagte höflich: »Wir sollten uns treffen.«

»Nur wenn Sie das Geld dabei haben«, sagte Giovanni. Er versuchte, seine Worte so auszuwählen, dass Marina annehmen musste, es handele sich um einen Kunden.

»Das Geld bekommen Sie, wenn wir eine Vereinbarung finden. Wo können wir uns in Bologna treffen?«

Giovanni überlegte schnell. Hier in Bologna wollte er sich nicht treffen, auch nicht in Florenz. Nein, ganz wo anders, aber wo nur? Es sollte in der Öffentlichkeit sein, vielleicht auf einem Flughafen oder in einem Restaurant.

»Dann treffen wir uns heute um 21 Uhr in Mailand, im Flughafenrestaurant direkt am Haupteingang«, diktierte Giovanni frech, denn er kannte die Strecke bis zum Flughafen sehr gut. In drei Stunden war die Strecke mit dem Auto zu schaffen und da es 17:00 Uhr war, hatte er noch genug Zeit.

Der Anrufer schwieg.

Giovanni wiederholte den Treffpunkt und die Uhrzeit.

»Das muss ich erst abklären. Ich rufe Sie gleich wieder an«, sagte der Texaner und schon war die Verbindung getrennt. Exakt sieben Minuten später rief er wieder an und bestätigte das Treffen.

Flucht quer durch Europa

Giovanni nahm seinen Koffer. »Du gehst weg?« fragte Marina irritiert, »ich will dich doch nicht aus dem Haus jagen. Was ich vorhin vorschnell gesagt habe, tut mir sehr leid, verzeih bitte.«

»Ist schon in Ordnung, meine Liebe, deshalb fahre ich nicht fort. Ich muss mich in Mailand mit einem Kunden aus Amerika treffen. Vielleicht zeige ich ihm anschließend auch noch einige Anbaugelände in der Toskana«, log Giovanni.

»Und wann kommst du wieder?« fragte Marina besorgt.

»Ich melde mich in etwa zwei oder drei Wochen«, entgegnete Giovanni.

»Das ist mir recht«, sagte sie schließlich, »dann habe ich in den nächsten Wochen etwas Zeit für mich.«

»Das verstehe ich«, sagte Giovanni mit trauriger Stimme, gab ihr einen Kuss und ging.

Während der Fahrt von Bologna nach Mailand, sinnierte Giovanni über sein Leben und die vielen Lügen darin. Dann dachte er an die Texaner und fragte sich: »Was wird jetzt wohl passieren? Werden die mir das Geld einfach so geben? Welche Gegenleistung erwarten die von mir? Werden die so lange hinter mir her sein, bis sie haben, was sie wollen?«

Ihn überkam ein Schauer: »Ich werde lügen und immer wieder lügen müssen und am Ende bringen die mich noch um. Auf was habe ich mich da eigentlich eingelassen? Geld interessiert mich doch gar nicht mehr. Ich bin wohlhabend und meine Familie ist bestens versorgt. Durch meine ewigen Geheimnisse und Lügen ha-

be ich mich selbst in diese Lage gebracht und so habe ich nun niemanden mehr, der mir wirklich nahe steht. Meine Familie hat sich von mir entfernt und an der Beziehung zu Marina habe ich nie gearbeitet, weshalb unsere Verbindung bis heute nicht über eine Affäre hinausgeht.«

Er fühlte sich unendlich schlecht. Viel zu lange war das nun schon gut gegangen. Menschen, die ihm nahestanden, hatten ihm vertraut. Was hatte er nur aus seinem Leben gemacht?

»Jetzt ist ein für alle Male Schluss mit der Lüge und der Geheimniskrämerei«, herrschte er sich selbst an. »Wenn ich so weitermache wie bisher, werde ich nie wieder ein glückliches Leben führen können.«

Mit einem Mal dachte er voller Angst. »Was ist, wenn die mir eine Falle stellen?«

Um seine Gedanken zu sortieren, fuhr Giovanni einige Kilometer vor dem Flughafen auf einen Parkplatz. Vollkommen durchgeschwitzt schloss er für einige Momente seine Augen und dachte: »Es ist nicht der richtige Zeitpunkt! Was mache ich hier eigentlich? Ich bluffe doch nur! Das merken die Typen doch, die sind schließlich Profis. Zuerst muss ich Fabrizias Mörder finden«, beschloss er. »Das ist meine Aufgabe, das ist jetzt im Moment der Sinn meines Lebens.«

Wieder schaute er angsterfüllt aus dem Auto. »Ist mir jemand auf den Parkplatz gefolgt? Wohin soll ich jetzt fahren?« fragte er sich. »Ich muss einfach nur weg, ich fahre zu Franz in die Schweiz.«

Ohne noch einen Gedanken auf das geplante Treffen am Flughafen zu verschwenden, steuerte er den nächsten Bankautomaten an, hob eine größere Summe Geld

von seinem Konto ab und machte sich auf den Weg nach Zürich. In einem Hotel mit Tiefgarage am Rande der Stadt quartierte er sich ein und blieb dort mehrere Tage. Er nutzte die Zeit, um über sich und über die Suche nach Fabrizias Mörder nachzudenken.

Schon bald sehnte er sich nach angenehmer Gesellschaft und setzte seine Reise nach Winterthur fort, das nur eine halbe Autostunde von Zürich entfernt liegt. Dort wohnte Franz Meierbauer, ein sehr guter Kunde, mit dem er seit vielen Jahren befreundet war und bei dem er auch schon einige Male übernachtet hatte.

»Du bist ja ganz verändert«, wunderte sich sein Freund. »Sonst willst du mir immer neue Weine vorstellen, heute philosophierst du mit mir über den Sinn des Lebens.« Sie schenkten sich von dem Chianti ein, von dem Giovanni immer ein paar Flaschen in seinem Kofferraum hatte.

Giovanni nahm einen großen Schluck und sagte: »Es wird Zeit, dass ich mich zur Ruhe setze.«

Franz musste lachen, er war viel älter als Giovanni und dachte noch längst nicht daran, sich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen. »Dein Leben ist doch sinnlos ohne Arbeit und du hast auch keine Hobbys, die dich den ganzen Tag beschäftigen würden.«

»Am liebsten würde ich noch einmal wie früher durch Europa reisen«, sagte Giovanni, »mit einem Rucksack auf dem Rücken, den Frühling und den Sommer in der freien Natur genießen.«

»Mach es, bevor es zu spät ist«, riet ihm Franz. »Du besitzt doch alles und kannst mit dem Auto fahren, wohin du willst. Dafür musst du deine Arbeit nicht aufgeben.«

»Am liebsten würde ich ganz entspannt mit der Bahn fahren.«

»Ja, dann mach das, dein Auto könntest du bei mir in der Garage unterstellen.«

»Wunderbar, das mache ich.« Giovanni war fast euphorisch.

Gegen Abend und einige Gläser Wein später rief er Flavio an, um sich nach der Stimmung innerhalb der Familie und nach den Geschäften zu erkundigen.

»Die Stimmung ist miserabel, wie du dir vorstellen kannst«, brummte Flavio. Er war nicht besonders redselig. Beinahe wollte Giovanni das Gespräch beenden, als Flavio ergänzte: »Ständig ruft ein Amerikaner an, der unbedingt mit dir reden will.«

»Wenn er nochmals anruft, sag ihm, dass wir das Geschäft wie abgesprochen machen, er muss sich halt noch etwas gedulden, bis ich in einigen Wochen wieder zurück bin. Sag ihm einfach, er soll sich Anfang Juli wieder melden.«

Mit einem Gefühl der Leere hielt er das Telefon noch lange in der Hand. Flavio hatte nicht einmal gefragt, wie es ihm geht.

Am nächsten Tag kaufte sich Giovanni in Winterthur einen großen Rucksack, Sportschuhe und Jeanshosen. Aus seinem Reisekoffer nahm er nur wenige Kleidungsstücke mit, die Anzüge und auch die teuren Schuhe ließ er bei Franz.

Dieser fuhr ihn dann zum Hauptbahnhof. Giovanni nahm den Zug nach Zürich, um von dort aus nach Stockholm zu reisen. Im Nachtzug hatte er wieder viel Zeit, über sein Leben nachzudenken. Viele Fragen wie: »Wer war ich früher? Wer bin ich heute? Was habe ich

gemacht und was war falsch daran? Was könnte ich noch aus meinem Leben machen und wie viel Zeit bleibt mir noch?» beschäftigten ihn. Zu guter Letzt musste er immer wieder an Fabrizia denken.

Er fiel in einen unruhigen Schlaf, aus dem er mitten in der Nacht aufschreckte. »Ich bin ihr etwas schuldig«, murmelte er vor sich hin und konnte daraufhin nicht wieder einschlafen.

»Ich sollte wenigstens versuchen, ihren wahren Mörder zu finden. Ich glaube einfach nicht, dass der Nepalese sie vergiftet hat. Wie war nochmal sein Name?«

Professor Bergstrom hatte ihm den Namen doch aufgeschrieben. Giovanni begann, in seinem Rucksack zu kramen. In seiner Unterlagenmappe fand er den Zettel: »Prithivi Suwal, ja genau jetzt erinnere ich mich wieder, Prithivi Suwal heißt er.«

»Ich habe noch Träume und möchte, dass aus meinen Träumen Realität wird, aber zuerst muss ich den Mörder von Fabrizia finden«, dachte er, bevor er im Liegewagen doch noch für eine kurze Zeit einschlief.

Der Unschuldige?

Am Rande von Stockholm fand Giovanni eine Unterkunft in einer kleinen Pension. Noch am selben Abend ging er zu Berit, die heftig erschrak, als er vor ihrer Tür stand. Erst wollte sie ihn gar nicht in die Wohnung lassen.

»Wieso, was habe ich getan?« fragte Giovanni mit trauriger Stimme, als sie die Tür nur einen Spalt weit öffnete.

»Es ist wegen der Drogen!«

»Mit Drogen habe ich nichts zu tun.«

Berit zauderte, aber nach einigem Hin und Her ließ sie ihn schließlich doch eintreten.

»Eine Frau von der Drogenbehörde war hier und hat nach dir gefragt. Sie sagte, dass du gar nicht der Freund von Fabrizias Mutter seist.«

»Was, wie kommt sie dazu?« fragte Giovanni entrüstet, »ich bin sogar der leibliche Vater von Fabrizia.«

»Das habe ich gehant, Fabrizia ähnelte dir«, sagte Berit erleichtert. Ihr Blick verriet, dass sie ihm glaubte.

Giovanni äußerte seine Bedenken: »Die Frau war nicht von der Drogenbehörde.« Auch erzählte er ihr, dass er von einem Amerikaner erpresst wird, ohne ihr jedoch zu sagen, was die Erpresser von ihm wollen.

»Vermutlich wollen sie den Umschlag mit der Tabelle«, entfuhr es ihr.

»Wie kommst du darauf?« fragte Giovanni überrascht.

»Die Frau wollte wissen, was du von hier mitgenommen hast. Als ich die Kleidungsstücke und den Koffer erwähnte, wirkte sie emotionslos. Erst als ich

über den Umschlag sprach, da reagierte sie ganz nervös und wollte wissen, was in dem Umschlag war. Als ich ihr erzählte, dass du mir die Tabelle gezeigt hast, da wurde sie ganz aufgeregt und fragte mich sofort, ob ich mich an einige Zahlen und Buchstaben erinnern kann, was ich natürlich verneinen musste. Mir tut es nur unendlich leid, dass sie dich deswegen erpressen.«

»Schlimmer ist, dass vermutlich ein Unschuldiger als Mörder verurteilt wird«, sagte Giovanni. Nachdem sie ihm hoch und heilig versprochen hatte, mit niemanden darüber zu reden, dass die Erpresser ihm eine Million Dollar angeboten hatten, damit er nicht verräte, wer der wirkliche Mörder von Fabrizia ist.

»Also ist Prithivi unschuldig«, folgerte Berit.

»Ich weiß nicht, wer der Mörder ist. Ich denke aber nicht, dass es Prithivi war. Ich würde gerne mit ihm reden, möchte aber nicht, dass die Typen erfahren, dass ich hier bin. Kannst du für mich einen Brief schreiben?«

Berit nickte. Am nächsten Tag recherchierte sie nach der Anschrift der Haftanstalt und schrieb einen englischsprachigen Brief an Prithivi. Sie stellte sich als Fabrizias ehemalige Mitbewohnerin vor und fragte Prithivi nach dem Verhältnis, da er zu Fabrizia gehabt hatte. Sie bat ihn auch, zu der Anschuldigung, dass er sie vergiftet haben solle, Stellung zu nehmen.

Die Antwort von Prithivi kam umgehend, der Brief wurde ihm tatsächlich in seine Zelle zugestellt. Er schrieb: »Ich habe Fabrizia nicht vergiftet, ich bin unschuldig, bitte glaub mir!«

Da Fabrizias Zimmer erst wieder zum Semesteranfang im Herbst vermietet werden konnte, nutzte Giovanni Berits Angebot, solange Fabrizias Zimmer zu

nutzen. Er schlief nun in dem Bett seiner verstorbenen Tochter.

Einige Tage später erfuhren Berit und Giovanni aus einer Tageszeitung, dass Prithivi vor Gericht zugegeben hatte, Fabrizia aus Neid vergiftet zu haben.

»Wieso hast du mich belogen?« fragte Berit aufgebracht, als sie nach mehreren Anläufen Prithivi telefonisch im Gefängnis erreichte.

»Ich habe dich nicht belogen, ich habe Fabrizia nicht ermordet«, sagte Prithivi leise.

»Wieso, hast du die Tat dann gestanden?« fragte Berit fassungslos.

»Mein Anwalt hat mir dazu geraten. Jetzt verurteilen sie mich vermutlich nur für neun Jahre Gefängnis, bei guter Führung komme ich ganz bestimmt aber schon nach sechs oder sieben Jahren wieder frei.«

Schockiert sah Giovanni Berit an: »Nein, das gibt es doch nicht, was ist das denn für ein fauler Deal! Und das in einer Demokratie! Irgendetwas stimmt da nicht. Der Anwalt hat ihm dazu geraten? Wieso? Geht es dabei wirklich um Haftverkürzung?«

»Wir sollten den Anwalt ausfindig machen und ihn selbst befragen, Giovanni«, schlug Berit vor. Über das Internet fanden sie schnell die Adresse der Kanzlei.

»Anwaltskanzlei Palmblad«, meldete sich eine Mitarbeiterin. »Herr Palmblad ist nicht zu sprechen, er nimmt gerade einen Termin bei Gericht wahr. Probieren Sie es gerne morgen wieder.«

Aber auch am darauffolgenden Tag und an den Tagen darauf erreichten sie ihn nicht. Daraufhin versuchten sie, den Anwalt vor dem Büro abzufangen, was ihnen aber auch nicht gelang.

Zwei Wochen später wurde dann das Urteil verkündet. Berit war bei der Urteilsverkündung im Gerichtssaal und sah Prithivi hier zum ersten Mal. Regungslos nahm er das Urteil entgegen. Der Mann, der neben Berit im Saal saß, wusste dies sofort zu interpretieren: »Der zeigt keine Reue, keine Emotionen, der ist ein eiskalter Mörder«, flüsterte er Berit zu.

Die Richterin verurteilte Prithivi zu vierzehn Jahren Gefängnis.

»Das kann ich nicht glauben, vierzehn Jahre. Prithivi war es nicht, ich habe es im Gefühl«, betonte Giovanni, als er wieder einmal mit Berit im Wohnzimmer saß, um die Informationen, die sie mittlerweile systematisch notiert hatten, erneut zu bewerten. »Ich kenne ihn nicht mal persönlich, habe ihn nur ein paar Mal gesehen. Es ist merkwürdig, er ist mir näher, als mir Fabrizia jemals war. Das befremdet mich, es macht mir sogar Angst.«

»Wir haben so viel über den Fall und über ihn gelesen und erfahren. Vielleicht willst du an ihm etwas wieder gut machen, weil du dich nie um deine Tochter gekümmert hast«, meinte Berit nüchtern und sah, wie hart ihre Worte Giovanni trafen.

Dennoch antwortete er. »Da hast du wohl mitten ins Schwarze getroffen. Ich möchte meinen Frieden schließen und das kann ich nur, wenn ich etwas für Prithivi tue.«

In den nächsten Tagen verbrachten Berit und Giovanni viel Zeit miteinander, sie gab ihren Nebenjob als Kellnerin auf. Giovanni unterstützte sie finanziell, lernte fleißig schwedisch mit ihr und suchte eifrig im Internet nach Hinweisen, die Prithivi helfen könnten.

Er las Berichte von Menschen, die sich ebenfalls für unschuldig Verurteilte engagierten. Berit nahm für ihn sogar Kontakt zu einem zum Tode verurteilten Häftling in den USA auf, von dem viele glaubten, dass er unschuldig verurteilt worden war.

»Selbst der Polizist, der mich festgenommen hat, glaubt nicht, dass ich der Mörder bin«, schrieb der Häftling, »aber meine DNA wurde beim Opfer gefunden und das war für die Geschworenen und für das Gericht Beweis genug, um mich zum Tode zu verurteilen.«

Seine eigenen familiären Probleme erschienen Giovanni plötzlich in einem anderen Licht. Er lebte, sein Leben war nicht bedroht. Er nahm sich vor, von nun an aufrichtiger zu sein und er gab die Hoffnung nicht auf. Es musste eine Möglichkeit geben, Prithivi zu helfen!

In der Urteilsbegründung hatte die zuständige Richterin behauptet, dass für sie eindeutig klar sei, dass nur ein Mann Fabrizia ermordet haben könne.

»Wieso eigentlich?« fragte Berit irritiert. »Das Gift könnte genauso gut eine Frau in den Tee getan haben.«

Nach einigen Recherchen fand Berit im Internet einen Bericht eines Rechtsmediziners, der ihre Zweifel stützte. Er schrieb, dass die meisten Giftmorde von Frauen verübt werden. »Männer verwenden meist andere, brutalere Methoden«.

»Es gibt keine Beweise, dass es ein Mann war!« stellte Berit fest und schaute Giovanni tief in die Augen. »Ich werde Prithivi jetzt häufiger im Gefängnis besuchen. Ich muss mich um ihn kümmern.«

Giovanni sah sie fragend an: »Du findest ihn sympathisch und er tut dir Leid, nicht wahr?«

»Ja, in der Tat, ich finde ihn sympathisch. Ich denke schon, dass er sich über meine Besuche freut, denn er hat doch sonst niemanden«, erwiderte Berit und errötete in diesem Moment ein wenig.

»Sein Verhalten am Tag der Urteilsverkündung und seine Aussagen bei der Polizei und später vor Gericht lassen sich meiner Meinung nach mit seiner Herkunft begründen. Für die Richterin war Prithivis Verhalten durch Macho-Gehabe, Frauenfeindlichkeit, Konkurrenz und Neid begründet. Ich glaube aber, dass wir sein Verhalten verkennen, weil wir seinen kulturellen Hintergrund völlig falsch interpretieren. Er ist doch Nepalese.«

»Das sehe ich auch so; ich beschäftige mich schon seit Tagen mit der nepalesischen Kultur und deren Kastensystem. Ich würde gerne Prithivis Familie kennenlernen«, sagte Giovanni.

Einige Tage später konnte Berit Prithivi im Gefängnis besuchen. Sie sprachen fast eine Stunde miteinander; er war niedergeschlagen. Um ihn aufzumuntern, sagte sie deshalb spontan: »Was hältst du davon: Wenn du aus dem Gefängnis entlassen wirst, fliege ich mit dir gemeinsam nach Nepal?«

»Ich gehe nie mehr in meine Heimat zurück«, erwiderte er ganz leise.

»Wieso das denn?«

»Weil die Nachbarn und Verwandten glauben, dass ich ein Mörder und somit eine Schande für meine Familie bin.«

Der Wolf im Schafspelz

Giovanni blieb noch einige Wochen in Stockholm. Gelegentlich sprach er von einer öffentlichen Telefonzelle aus mit Marina oder Flavio.

Die Geschäfte liefen auch ohne ihn ganz normal weiter. Trotzdem entschloss er sich nach einiger Zeit, sein Auto von Franz abzuholen und nach Italien zurückzukehren. Diesmal nahm er das Flugzeug von Stockholm nach Zürich.

»Das war ja eine lange Tour«, sagte Franz, als sie zusammen in einem Restaurant aßen.

»Diese Reise hat mich verändert. Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden.«

Am folgenden Morgen fuhr er mit dem Auto weiter nach Bologna. Marina empfing ihn kühl, seit Tagen litt sie unter starken Depressionen und wollte nicht mehr über Fabrizia reden. Deshalb blieb er nur eine Nacht und fuhr am nächsten Morgen weiter nach Florenz.

Dort versuchte er, in Ruhe mit Rosa zu sprechen, die sich zunächst weigerte, mit ihm zu reden. Später als sie sich im Wohnzimmer trafen, war sie doch zu einem kurzen Gespräch bereit.

»Ich halte das nicht aus, Rosa. Ich bin kein schlechter Mensch«, sagte er zu ihr. »Natürlich habe ich einen großen Fehler gemacht. Ich hoffe nur, dass du mir eines Tages verzeihen kannst.«

»Ich will dir ja verzeihen, es fällt mir nur so schwer, nach all den Betrügereien. Ich wünsche mir nichts mehr, als dass wieder Frieden in die Familie einkehrt«, sagte sie traurig und ergänzte: »Schau, es ist nichts mehr, wie es einmal war. Das Wichtigste für mich ist heute, dass ich

mein Gesicht nach außen hin wahre. Bitte versprich mir, dass niemand weiteres von Marina und Fabrizia erfährt und dass du deine langen Reisen immer mit wichtigen Geschäften begründest.«

Obwohl Giovanni sich vorgenommen hatte, mit dem Lügen aufzuhören, versprach er ihr, für sie den Schein zu wahren und spürte, dass sie sich in diesem Moment wieder ein wenig besser verstanden.

»Es braucht Zeit, damit sich ein neues Verhältnis entwickeln kann«, dachte Giovanni, als er so ohne Aufgabe in seinem Haus herumlief.

Der Umgang mit Rosa und Flavio verbesserte sich von Tag zu Tag. Nur Chiara ließ ihn permanent spüren, dass er für seine Affäre noch lange Zeit büßen sollte. Ihr Verhalten verletzte ihn sehr; denn er hatte vorher ein gutes Verhältnis zu ihr gehabt.

»Jetzt habe ich den Mut, mich so zu geben, wie ich bin. Jetzt bin ich in der Lage, meine Gefühle mit anderen Menschen zu teilen«, dachte er. »Ich werde versuchen, den Mord an meiner Tochter aufzuklären.«

Giovanni langweilte sich in Florenz. Obwohl die Stimmung sich verbesserte, war er in seinem eigenen Haus nicht mehr glücklich. Seine Gedanken kreisten immer um Prithivi und Berit in Stockholm. Nach längeren Telefonaten mit Berit merkte er, dass er viel lieber in Stockholm wäre, gerade weil ihn so viele unbeantwortete Fragen quälten. Welche Personen hatten mit Fabrizia im Labor gearbeitet und was wussten sie? Er buchte noch am selben Tag einen Flug nach Stockholm.

Von Arlanda nahm er ein Taxi direkt zur Universitätsklinik zu Professor Bergstrom. Leider hatte dieser wieder nur wenig Zeit für ihn.

»Am besten, ich stelle Ihnen den Laborleiter vor«, sagte der Professor und ging auf einen Mann zu, der an einem kompliziert aussehenden Gerät Messungen durchführte.

»Mein Name ist Ulf«, stellte sich dieser vor und sicherte gleichzeitig dem Professor zu, sich um Giovanni zu kümmern.

»Ulf?« fragte Giovanni verwundet.

»Ja, Ulf, ein skandinavischer Name für Wolf, *lupo* auf italienisch«, erklärte dieser. »Wir sprechen uns hier im Labor alle mit den Vornamen an.«

Giovanni musste schmunzeln, denn Ulf sah nicht aus wie ein Wolf. Er war etwa Mitte dreißig, hatte ganz kurz geschorenes Haar und ein schmales Gesicht. Er lächelte ihn freundlich an und Giovanni fand ihn auf Anhieb sympathisch.

»Ich heiße Giovanni und würde gerne mehr über Fabrizias Experimente im Labor erfahren. Kann ich Sie heute Abend in ein Restaurant einladen?« fragte Giovanni, als er merkte, dass er mit Ulf im Moment kein ausgiebiges Gespräch führen konnte, weil dieser ständig an dem Gerät hantierte und sich offensichtlich über einige Messergebnisse ärgerte.

Einige Stunden später trafen sie sich in der Nähe der Universitätsklinik in einem italienischen Restaurant.

»Ich bin für die praktische Betreuung der Studenten und Doktoranden im Labor zuständig«, erläuterte Ulf, als Giovanni ihn fragte, wie gut er Fabrizia kannte.

»Für die Messungen an den neuen Geräten konnte sie meine Hilfe gut gebrauchen, denn ich arbeite schon viel länger im Labor und besitze daher mehr Erfahrung«, erklärte er stolz.

»Was hat Fabrizia eigentlich gemessen?« wollte Giovanni wissen.

»Sie hat Experimenten mit Stammzellfaktoren an verschiedenen Zellen vorgenommen. Die Werte schwankten noch sehr stark. Das ist häufig so, wenn die ersten Ergebnisse aus neuen Experimenten vorliegen.«

»War das Fabrizias Fehler?« bohrte Giovanni nach.

»Nein, das kann man so direkt nicht sagen, da ist eben etwas schief gelaufen.«

»Was denn?« fragte Giovanni neugierig.

Ulf tat sich zunächst schwer, darüber zu reden. Er brauchte einige Minuten, bis er die richtige Formulierung gefunden hatte, damit er, mit dem was er sagte, niemandem auf die Füße trat.

»Vielleicht hat Fabrizia ihre Ergebnisse unserem Professor viel zu früh präsentiert«, sagte er mit leiser Stimme.

»Aber ich dachte immer, dass ihr Wissenschaftler eure Ergebnisse ständig diskutiert und miteinander darüber streitet«, erwiderte Giovanni, der sich in den letzten Wochen erstmals in seinem Leben mit wissenschaftlichen Techniken, insbesondere mit der Stammzellforschung, beschäftigt hatte.

»An dem besagten Tag mussten Professor Bergstrom und ich zu einem wissenschaftlichen Kongress nach San Francisco fliegen. Unsere Koffer waren bereits gepackt, nur einige Unterlagen und Dateien mussten noch aus dem Büro geholt werden. Um pünktlich zum Flughafen

zu kommen, mussten wir uns sehr beeilen. Fabrizia hat unserem Professor die Daten sozusagen im Vorbeigehen ins Ohr geflüstert. Im Flieger saß ich neben ihm und musste mir die ganze Zeit anhören, wie bedeutend diese Ergebnisse für ihn und für das ganze Labor sind, er war voller Enthusiasmus.«

»Ja, und war das nicht großartig, wenn ihn die Ergebnisse einer Doktorandin so erfreuten?« fragte Giovanni begeistert.

»Ja klar, Fabrizia musste diese Ergebnisse natürlich noch reproduzieren. So etwas kann mehrere Monate dauern, die Zellkulturen sind aufwendig und die Zellen wachsen sehr langsam.«

»Dann hätte Fabrizia die Experimente nur nochmal wiederholen müssen. Was meinstest du dann damit, dass etwas schief lief?« hakte Giovanni nach.

»Was lief schief?« wiederholte Ulf die Frage, als ob diese für ihn überraschend kam und er nach einer Antwort suchen musste. »Wollte er sich vielleicht vor einer Antwort drücken?« fragte sich Giovanni.

»Eigentlich lief gar nichts schief. Unser Chef hat beim Abendessen im Rahmen des Kongresses ein wenig mit den Ergebnissen angegeben. Ich muss zu seiner Entschuldigung sagen, dass er an dem Abend ganz schön angetrunken war. Die Ergebnisse schlugen natürlich bei unseren internationalen Kollegen wie eine Bombe ein, insbesondere bei den Amerikanern. Sie sprachen den ganzen Abend nur noch darüber.«

»Waren tatsächlich so viele Forscher davon so beeindruckt?« fragte Giovanni voller Stolz. Er stellte sich vor, wie die Experimente seiner Tochter so viel Aufsehen im Rahmen eines internationalen Kongresses erregt hatten.

»Ja, das war die große Sensation. Einer am Tisch sagte sogar, wenn wir dafür einen Patentschutz bekämen, könnten wir damit Milliarden verdienen.«

»Nicht Millionen, Milliarden Jetzt wird mir klar, wieso der Geheimdienst hinter den Daten her ist«, brabbelte Giovanni leise in Gedanken versunken vor sich hin. Dann erschrak er, dies wollte er Ulf eigentlich gar nicht erzählen.

»Wieso Geheimdienst?« fragte Ulf erschrocken.

Nun musste Giovanni ihm von der Frau im Hotel, den beiden Amerikanern im Park, von der Begegnung an der Straßenkreuzung in der Nähe der Universitätsklinik und von den späteren Anrufen des Erpressers erzählen.

»Naja, das müssen aber noch längst keine Geheimdienstler gewesen sein«, schlussfolgerte Ulf nüchtern. Als er merkte, dass Giovanni nicht von seiner Meinung abließ, ergänzte er: »Vielleicht waren sie von einer privaten Agentur. Ich vermute dahinter eher Wirtschaftsspionage.«

Darüber hatte Giovanni bisher noch nicht nachgedacht. Er war immer von einem staatlichen Geheimdienst ausgegangen.«

»Natürlich können staatliche Geheimdienste involviert gewesen sein«, relativierte Ulf. »Hier jedoch geht es um wissenschaftliche Ergebnisse und wirtschaftliche Interessen, also auch um viel Geld. Dafür interessieren sich die Geheimdienste heute mehr denn je.«

»Aber wieso wirst du dann nicht erpresst?« fragte Giovanni skeptisch. Er sah Ulf tief in die Augen und ergänzte: »Du hast doch die Ergebnisse auch gesehen und verstehst viel mehr davon als ich.«

»Nein, ich verstehe auch nicht alles«, sagte Ulf. »Ich habe Fabrizia lediglich bei den Messungen geholfen, die notwendigen Geräte entsprechend eingestellt und ihr erklärt, wie man die Daten auswertet. Die Messungen an sich führte sie alleine durch. Als wir nach ihrem Tod versuchten, die Messdaten auf dem Computer zu finden, stellten wir fest, dass sie dort nicht gespeichert waren. Vermutlich hat sie die Dateien direkt auf einem externen USB-Speicher gesichert.«

»Somit weiß keiner genau, welche Werte Fabrizia ermittelt hat?« fragte Giovanni.

»Wir wissen es nur so ungefähr, aber wir wissen leider keine Details. Wir hofften, dass sie im Laborbuch mehr darüber geschrieben hat. Als wir einen Blick hineingeworfen haben, mussten wir feststellen, dass sie die Ergebnisse offensichtlich in Form von Zahlen- und Buchstabenkombinationen kodiert hat. Auf dem ersten Blick konnten wir diese Kodierung nicht entschlüsseln. Das Laborbuch ist ja nun auch noch gestohlen worden.«

»Bestimmt haben sich die Amerikaner das Laborbuch genommen und nun brauchen Sie die Tabelle zum Entschlüsseln der Aufzeichnungen. Jetzt wird mir alles klar, dann können sie die Daten interpretieren«, dachte Giovanni, wollte aber Ulf von der Tabelle zunächst nichts erzählen.

»Was waren Fabrizias Aufgaben im Labor?« fragte er in der Hoffnung, Ulf würde ihm mehr als Professor Bergstrom erzählen. »Ich möchte mir gerne bildlich vorstellen, wie so ein typischer Laboralltag bei ihr aussah.«

»Sie hat Zellen kultiviert. Welche genau, wissen wir nicht, daraus hat sie ein Geheimnis gemacht, wir haben nur Vermutungen. Sie hat mir mal erzählt, dass zwei

verschiedene Zellarten zusammen in Kultur unter Zugabe von Wachstumsfaktoren gehalten werden müssen. Dann produzieren sie ein Protein, das verhindert, dass aus Stammzellen differenzierte Zellen zu Tumorzellen werden. Die Kunst war nun, aus dem sogenannten Zellkulturüberstand diesen Faktor zu konzentrieren und ihn anschließend zu isolieren, also zu reinigen.«

»Wie macht man das?«

»Mit chromatographischen Methoden konnte sie einige Proteinfractionen gewinnen. Einen Monat vor ihrem Tod zeigte sie mir ein Foto von einer gelelektrophoretischen Auftrennung. Dort war eine Bande bei 20 bis 30 kDa, über die sie sich riesig freute.«

»Was bedeuten 30 kDa, gelelektrophoretische Auftrennung und chromatographische Methoden?« fragte Giovanni, der mit diesen Informationen überfordert war. Ulf bemühte sich bis tief in die Nacht hinein, Giovanni diese Techniken wenigstens grob zu erklären. Giovanni sah es als eine Herausforderung an, die Stammzellforschung ein wenig zu verstehen.

Allein gelassen

Berit und Prithivi wurden immer vertrauter miteinander. So oft es ging, besuchte sie ihn im Gefängnis. Schon längst sprachen sie nicht mehr nur über die Ermordung von Fabrizia. Dafür redeten sie über ihr privates Befinden, über ihre Kinder- und Jugendzeit, über Musik, Sport und was sie gerne noch alles erleben möchten, wohin sie eines Tages noch reisen wollten und wovon sie träumten. Wenn Giovanni Berit fragte, wie es im Gefängnis gewesen ist und ob Prithivi etwas erzählt hätte, was neue Erkenntnisse über Fabrizias Ermordung geben könnte, wusste Berit oft keine Antwort. So schrieb er nun vor ihren Besuchen immer ein paar Fragen auf einen Zettel, die Berit Prithivi, oft erst kurz bevor sie ging, vorlas. Für Giovanni war es ein Versuch, mehr über Fabrizias Experimente, aber auch über sie selbst zu erfahren.

»Fabrizia war eine sehr geheimnisvolle Person«, sagte Prithivi diplomatisch. »Ich mochte sie eigentlich sehr, auch wenn wir uns im Labor manchmal gestritten haben.«

»Worüber habt ihr euch gestritten?« fragte Berit.

»Fabrizia war manchmal ganz schön egoistisch!« sagte Prithivi vorsichtig. »Wenn es um ihre Experimente ging, kannte sie keine Freunde mehr. Sie verbrauchte Chemikalien, ohne lange zu überlegen, ob jemand anderes auch etwas davon brauchen könnte. Außerdem blockierte sie einige Geräte tagelang und sie wusste sehr wohl, dass ich diese auch für meine Versuche brauche.«

»Wieso hat sie sich so verhalten? Hast du sie nicht darauf angesprochen?«

»Sie wollte so schnell wie möglich wieder zurück zu ihrer Mutter nach Bologna. Sie erzählte mir, dass sie sich für ihre allein lebende Mutter verantwortlich fühlte. Sie erzählte mir auch, dass sie ohne Vater aufgewachsen ist und sich deshalb Männern gegenüber auch anders verhielt, sich ihnen gegenüber besser durchsetzen und sie manchmal auch für ihre Zwecke instrumentalisieren konnte.«

»Hattet ihr viel Kontakt miteinander?«

»Wenn wir am späten Abend oft die Letzten im Labor waren, haben wir manchmal über Privates gesprochen. Im Winter haben wir oft bis tief in die Nacht hinein gearbeitet. Ich erzählte ihr von meiner Familie, dass ich soweit fort von ihnen bin und dass mich das belastet. Fabrizia hat das verstanden, seitdem hat sie mich auch ganz anders behandelt.«

»Die Mitarbeiter im Labor sind der Meinung, dass du ein Problem mit Frauen hast«, sagte Berit ganz unvermittelt.

»Nein, wie kommen die nur darauf?« fragte er kopfschüttelnd. »Schon an der Universität in Nepal lernte ich schnell, meine Mitstudentinnen zu respektieren. Ganz am Anfang, als ich nach Stockholm kam, musste ich den Umgang mit Frauen neu erlernen. Anders als in meiner Heimat, in der sich Frauen eher unterordnen, dominieren hier die Frauen, das ist ungewohnt für mich. Wie könnt ihr so stark und dominant sein? Manche kommandieren sogar die Männer. Immer kann ich das nicht ertragen.«

Berit musste lachen. »Bin ich auch dominant?«

»Das mag dir nicht so bewusst sein, aber wenn du von meinem Kulturkreis aus dein Verhalten beobachten

würdest, dann können wir schon von einem liebenswerten, aber dominanten Verhalten sprechen.«

Darüber amüsierten sie sich eine Weile köstlich. Berit sah ihn zärtlich an »Dominant also? Dann habe ich ja Glück, dass du mich trotzdem liebenswert findest.«

Prithivi wurde rot und strich ihr über die Wange. Kurz bevor Berit gehen musste, zeigte er ihr einen Brief, den er kürzlich von Marina erhalten hatte.

Berit wurde kreidebleich, als sie die wenigen Worte, die in ziemlich schlechtem Englisch geschrieben waren, las.

Es war ein Hassbrief, der mit den Worten: »Du Mörder, du sollst in der Hölle schmoren« begann. Worte wie »in Europa gibt es leider keine Todesstrafe mehr, in Amerika würdest du in der Todeszelle sitzen«. Abschließend schrieb sie: »Ich hoffe, du wirst im Gefängnis umkommen.«

»Ich möchte nicht sterben, ich bin doch unschuldig«, stotterte Prithivi leise vor sich hin, ihm traten die Tränen in die Augen.

Berit sah ihn mitleidvoll an. »Du wirst nicht sterben. In diesem Gefängnis bist du sicher. Kann ich den Brief mitnehmen?«

»Natürlich, nimm den Brief mit«, sagte er. Berit steckte ihn ein und gab überraschend Prithivi einen Kuss auf die Stirn.

Giovanni war sehr betroffen, als er den Brief las. So kannte er Marina gar nicht.

»Sie braucht einen Schuldigen, egal ob Zweifel an dem Mord bestehen oder nicht«, tröstete ihn Berit.

Als Giovanni am nächsten Tag Marina anrief, beherzigte er Berits Worte. »Hallo Marina, ich rufe dich aus Stockholm an. Es gibt einige Dinge, die ich über Fabrizia und über den Mord herausgefunden habe.«

»Hallo Giovanni, was konntest du in Erfahrung bringen?

»Schau Marina, Fabrizia war in Stockholm, weil sie aus ihrer damaligen Welt entfliehen wollte. Gleichzeitig wollte sie aber auch die sehr enge Beziehung zu dir nicht aufgeben. Sie hat sich oft Vorwürfe gemacht, dass sie dich in Bologna allein gelassen hat und wollte so schnell wie möglich ihre Doktorarbeit fertig stellen und nach Italien zurückkehren, deshalb ihr Ehrgeiz. Du kannst dir bestimmt vorstellen, dass das zu Spannungen im Labor führte. Auch mit Prithivi hat sie sich gelegentlich gerieben, aber letztlich haben sie sich gut verstanden. Ich bin mir sicher, Prithivi ist nicht der Mörder. Dein Brief hat ihn sehr verletzt. Er braucht jetzt Hilfe von uns«.

»Ach, du weißt doch gar nicht, was es für mich bedeutet, dass Fabrizia tot ist. Natürlich haben wir beide unser Kind verloren. Du aber hast immer noch einen Sohn, eine Schwiegertochter und eine Enkeltochter!«

»Was spricht dagegen, wenn wir uns gemeinsam um Prithivi kümmern und ihm in seiner misslichen Lage helfen? Du wirst ihn mögen und er braucht uns«, schlug Giovanni vor.

»Niemals, er ist der Mörder unserer Tochter!«

»Das ist er nicht!«

»Selbst wenn er unschuldig ist, für mich ist und bleibt er der Mörder von Fabrizia, basta«, erwiderte sie barsch als Ausdruck ihres unbändigen Temperamentes.

»Das ist ihm gegenüber ungerecht, er wäre gar nicht zu einem Mord fähig«, verteidigte Giovanni Prithivi eifrig.

»Was ist schon gerecht? Ist es gerecht, was mit mir passiert? Was ist so Besonderes an ihm, dass du so Partei für ihn ergreifst?«

»Er ist ein sehr feinfühler Mensch, der dazu noch unschuldig im Gefängnis sitzt und eine lange Haftstrafe verbüßen muss. Er hat mit unserer Tochter in den letzten zwei Jahren gearbeitet, er hat sie unterstützt und gut kennengelernt. Möglicherweise war er sogar der Einzige in Stockholm, der sie wirklich kannte. Er sah ihre Eigenarten aus einer ganz anderen Perspektive, als du sie siehst. In Schweden waren sie beide Ausländer. Sie arbeiteten sehr ehrgeizig für die Karriere. Im Labor kamen sie sich näher, obwohl sie eigentlich auch Konkurrenten waren.«

Marina wurde nachdenklich und schwieg.

»Gerade, weil er kaum Kontakte in Stockholm hat, sollten wir uns um ihn kümmern. Wir sind es ihm schuldig, denn die Experimente im Labor, die von Fabrizia durchgeführt wurden, sind wahrscheinlich der Grund für ihre Ermordung und er ist dadurch ebenfalls zum Opfer geworden.«

»Ach, so habe ich das noch nicht gesehen«, sagte Marina leise.

»Nun erzählt er Berit, was er von Fabrizia weiß und sie erzählt es dann mir.«

»Du magst ja Recht haben, vielleicht tue ich ihm ja unrecht«, sagte Marina unsicher. »Wann kommt er aus dem Gefängnis?«

»Das dauert noch ein paar Jahre. Allerdings versuchen wir zu erreichen, dass das Verfahren wieder aufgenommen wird. Aber weder die schwedischen Behörden noch die Italiener haben ein Interesse daran, denn für sie ist der Mörder gefunden und leider hat er die Tat auch noch gestanden.«

»Wenn er unschuldig ist, müssten die nepalesischen Behörden protestieren und sich für Prithivi stark machen«, meinte Marina.

»Ach, die halten sich da raus, die machen überhaupt nichts«, sagte Giovanni enttäuscht.

»Das tut mir Leid«, sagte Marina ganz besonnen. »Er wird sinnlos seine besten Jahre im Gefängnis sitzen.«

»Wir könnten ihm helfen, Marina. Während er einsitzt, könnte er einen Teil der Zeit sinnvoll nutzen. Er könnte sich weiterbilden, dann hätte er eine Perspektive nach seiner Entlassung. Ich habe schon mit meinen Recherchen zum Aufbau eines Netzwerkes begonnen, indem sich Menschen organisieren, die selbst vom Justizirrtum betroffen sind oder waren.

»Vielleicht finden wir ja sogar die Wahrheit heraus!« erwiderte Marina und wirkte dabei plötzlich ganz stark.

Prithivi hat keine Lobby

Giovanni beschäftigte sich nun immer öfter mit der Stammzellforschung, las Literatur dazu und befragte per E-Mail oder auch persönlich einige Wissenschaftler, die auf diesem Gebiet forschten. Nach und nach verstand er, wie spannend, aber auch wie schwierig die Forschung mit Stammzellen war.

Berit schickte, so oft sie konnte, Briefe an Prithivi. Gelegentlich schrieb sie diese sogar mit Giovanni gemeinsam. Prithivi diskutierte mit ihnen über die Stammzellforschung, denn auch Berit interessierte sich zunehmend dafür. Ab und an brachte sie Prithivi aktuelle Literatur hierzu ins Gefängnis.

Giovanni erhielt von Marina eine Vollmacht und ein Schreiben, in dem sie bestätigte, dass er der leibliche Vater von Fabrizia war. Damit bekam er Einblick in die Gerichtsakten und Unterlagen der Obduktion.

Es waren keine Anzeichen einer Vergewaltigung festgestellt worden, aber ganz klare Anzeichen einer Vergiftung. Laut dem Rechtsmediziner gab es keine Hinweise auf das Geschlecht des Mörders.

Aus den Polizeiakten ging hervor, dass die Mitarbeiter des Labors zu Protokoll gegeben hatten, dass Fabrizia sehr beliebt gewesen war. Sie wurde oft eingeladen und blieb manchmal mehrere Stunden von der Arbeit fern.

Sofie Nilsson, die Giovanni bereits kennengelernt hatte, hatte zu Protokoll gegeben, dass Fabrizia während der letzten zwei Jahre mehrere Verhältnisse zu Männern, insbesondere zu Medizinern, unterhalten hatte. Mehr als zehn Namen hatte sie protokollieren lassen, darunter

waren viele verheiratete Männer, wie die Polizei vermerkte.

Dieser Thematik mochte sich Giovanni nicht widmen, obwohl Berit ihn mehrfach darauf hinwies, dass die Ehefrauen oder Partnerinnen der Männer, mit denen Fabrizia sich getroffen hatte, durchaus auch als Giftmörderinnen in Frage kämen.

Giovanni musste häufiger telefonieren, bis er endlich einen Termin bei der Richterin Dr. Hanna Fredlund bekam, die Prithivi zu vierzehn Jahren Haft verurteilt hatte.

Giovanni schilderte ihr seine Erkenntnisse und Recherchen und hoffte auf Dr. Fredlunds Verständnis, doch sie hatte kein Mitleid mit Prithivi.

»Das Gericht sucht keinen neuen Mörder oder gar eine Mörderin, das ist die Aufgabe der Polizei. Das Gericht verhandelt nur einen Mordfall und verurteilt den Angeklagten nach Indizien und Aussagen. Und im Mordfall ihrer Tochter haben wir den Täter, er hat die Tat ja auch selbst gestanden.«

»Den mutmaßlichen Täter. Das war ein Fehlurteil, verstehen Sie doch«, schimpfte Giovanni. »Sie haben einen Unschuldigen zu vierzehn Jahren Haft verurteilt.«

Dr. Fredlund wurde wütend. »Nicht ich, sondern das Gericht im Namen des Volkes, nach eigener Aussage des Täters und der Beweislage.«

»Sie haben einen Unschuldigen verurteilt«, entgegnete Giovanni mit einer gehörigen Portion Wut im Bauch. »Sie haben schlampig gearbeitet.«

»Das, was ich gemacht habe, war richtig und dabei bleibe ich«, entgegnete sie mit schriller Stimme.

»Ihre Eitelkeit kann es wohl nicht vertragen, dass Sie ein Fehlurteil gefällt haben«, brüllte Giovanni. Nun konnte er sein Temperament nicht mehr zügeln.

Sie atmete tief, schüttelte den Kopf und sagte: »Das gibt es doch nicht, ich habe schon erlebt, dass Angehörige von Ermordeten mich kritisierten, weil meine Strafen in ihren Augen nicht hart genug waren. Sie sind der Erste, der sich als Vater eines Opfers für den Täter einsetzt.«

»Ich habe den Eindruck, Sie wollen mich nicht verstehen. Herr Prithivi Suwal ist unschuldig und der wahre Mörder läuft noch frei herum. Er ist das Opfer. Für ihn gab es keinen anderen Weg, als sich schuldig zu bekennen. Er befolgte den Rat seines Anwalts und hoffte auf ein mildes Urteil.«

Zunächst schwieg sie, dann sammelte sie sich und nach einiger Zeit sagte sie arrogant: »Er kann doch die üblichen Rechtswege gehen, soll er doch Berufung einlegen.«

»Er wird keine Chance haben, das wissen Sie ganz genau. Er ist Ausländer, ohne Lobby und kennt sich im Rechtssystem nicht aus. Er ist ein unschuldig Gefangener der Justiz, Sie wissen doch selbst, wie solche Berufungen ausgehen. Mit Gerechtigkeit hat das nichts zu tun.«

»Er bekommt einen Anwalt, der ihn vor Gericht vertritt.«

»Irgendeinen Anwalt, das haben wir bei der Verhandlung gesehen. Der hat doch gegen ihn gearbeitet. Warum haben Sie das nicht erkannt? Sie haben nicht einmal hinterfragt, wie es zu dem Schuldeingeständnis gekommen ist.«

»Das ist auch nicht meine Aufgabe! Jedoch gebe ich Ihnen Recht, ich habe noch niemals einen Anwalt erlebt, der so zum Nachteil seines Mandanten agiert hat«, entfuhr es ihr. Dann verstummte sie, als würde sie sich auf die Lippen beißen.

Für Giovanni hatte es für einen kurzen Moment den Anschein, als würde sie ernsthaft über das Urteil nachdenken.

»Ich hatte keine andere Wahl. Wenn der Angeklagte die Tat gesteht, muss ich ihn verurteilen.«

»Was ist, wenn der Anwalt beeinflusst wurde? Vielleicht wurde er erpresst oder bestochen?«

»Bevor ich solchen Behauptungen nachgehe, brauche ich Beweise. Denken Sie daran, der Anwalt könnte sie wegen Verleumdung verklagen!«

Giovanni hielt einen Moment inne, als ihm bewusst wurde, dass er das Gespräch unter Kontrolle bringen musste, innerlich bebte er vor Zorn.

»Solange Sie mir keinen Tatverdächtigen präsentieren, werde ich selbst am Urteil nicht zweifeln«, sagte die Richterin.

Das sah Giovanni völlig anders. »Sie werden den Rest Ihres Lebens den Gedanken ertragen müssen, einen Unschuldigen für vierzehn Jahre ins Gefängnis gebracht zu haben. Von heute an wird kein Tag vergehen, an dem Sie nicht an Prithivi Suwal erinnert werden, wenn Sie in den Spiegel sehen. Er sitzt Ihretwegen im Gefängnis. Sie werden es zunächst verdrängen, mittelfristig jedoch werden diese Gedanken Sie verfolgen.«

»Machen Sie sich mal keine Gedanken darüber, ich habe kein schlechtes Gewissen, ich muss häufig mit sol-

chen Situationen umgehen, so etwas belastet mich nicht.«

»Ah ja? Ich glaube, Sie haben überhaupt kein Gewissen. Ich meine, man sollte Sie als Richterin absetzen. Ich halte Sie für untauglich!«

»Bitte nehmen Sie sich zusammen und halten Sie den Mund«, fauchte sie zurück, dabei schaute sie ihn mit aggressivem Blick durchdringend an. »Sie wollen mich beleidigen und mir drohen? Ein Italiener kann einer Richterin hier in Schweden gar nichts. Wenn Sie wüssten, über welche Machtbefugnisse ich verfüge. Ich könnte Sie einsperren lassen.«

Giovanni geriet in Fahrt. »Ich dachte immer, dass Italien wegen Korruption und Verfilzung bei den Behörden verrufen ist. Ich wusste nicht, dass das in Schweden auch so ist. Einen Grund, mich einsperren zu lassen, würden Sie schon finden, da bin ich mir inzwischen sicher. Vielleicht würden Sie mich ja dem für Schweden berühmten Vorwurf der fragwürdigen Vergewaltigung aussetzen«, sagte er spitz.

»Meinen Sie?« sagte sie in einem entrüsteten Ton, als hätte sie in der Tat darüber nachgedacht.

»Der Vorwurf würde mir sogar schmeicheln«, platzte es aus ihm heraus. Gleich danach schämte er sich für diese Aussage.

»Mir reicht es jetzt!« keifte die Richterin. Im gleichen Zug griff sie zum Haustelefon und rief nach dem Sicherheitsdienst.

Giovanni gab sich geschlagen. Genau wie damals, als der Texaner ihm am Telefon drohte, seiner Enkeltochter etwas anzutun, flogen ihm in diesem Moment die wildesten Gedanken durch den Kopf. Er betrachtete nach-

denklich das Namensschild der Richterin auf dem Schreibtisch.

Er hatte sich im Zusammenhang mit Fabrizias Ermordung gefragt, ob ihre Doktorarbeit vielleicht der Grund für ihren Tod sein könnte und ob sie beim Schreiben ihrer Aufzeichnungen vielleicht sogar gemogelt hatte. Als er vor einiger Zeit Ulf dazu befragt hatte, meinte dieser, dass Naturwissenschaftler sich teilweise selbst überprüfen, indem sie die entscheidenden Experimente anderer Forscher sofort wiederholen und dabei Ungereimtheiten entdecken. Mogeleyen kämen eher in Arbeiten vor, in denen Ausführungen anderer nicht ordnungsgemäß als Zitate gekennzeichnet würden, so wie bei den Juristen.

»Frau Dr. Hanna Fredlund, ich habe Ihre Doktorarbeit gelesen. Sie wissen schon, dass damals nicht alles ganz in Ordnung war. Sie haben abgeschrieben, Sie haben betrogen!«

Bevor die geschockte Richterin ein Wort sagen konnte, erschienen zwei Sicherheitsbeamte. »Frau Doktor, wieso haben Sie uns gerufen?«

»Das war ein Versehen, Sie können wieder gehen«, entgegnete die Richterin.

Giovanni war überrascht. Was war geschehen? Gerade noch war er von einer arroganten Richterin in seine Schranken gewiesen worden und nun wirkte die vorher so selbstsichere Richterin eingeschüchtert. Sie sah aus wie ein ängstliches Häschen, ihr Blick wechselte nervös zwischen ihm und ihrem Schreibtisch.

»Was wissen Sie über meine Doktorarbeit?« flüsterte sie fassungslos, als hätte sie Angst, jemand könnte mithören.

»Viel, sehr viel!« log Giovanni selbstbewusst. »Viel mehr als Ihnen wahrscheinlich lieb ist, eine heikle Sache, sage ich nur.«

»Was wollen Sie von mir?«

»Das können Sie sich wohl denken. Ein unschuldiger Mensch wurde wegen Mordes von Ihnen verurteilt. Ich will, dass er aus dem Gefängnis frei kommt und Sie sollen mir dabei helfen.«

»Das geht nicht so einfach, das entzieht sich meiner Befugnis.«

»Dann wird die Presse an Ihnen wohl demnächst ihre wahre Freude haben«, höhnte Giovanni. Zur selben Zeit stand er auf und machte Anstalten, zur Ausgangstür zu gehen.

»Bleiben Sie bitte!« bettelte die Richterin.

Plötzlich sah sein Gegenüber aus wie ein Häufchen Elend. Ihre Mundwinkel und ihre Augen verrieten für einen kurzen Moment, dass sie um Fassung und mit den Tränen kämpfte. Dann setzte sie sich wieder aufrecht, zog ihre Bluse gerade, räusperte sich und schaute Giovanni aggressiv wie ein Raubtier an.

Ihr war nun bewusst, dass sie einen großen Fehler gemacht hatte und ihre Gefühle zu sehr gezeigt hatte, ohne zu wissen, was Giovanni an Beweisen vorlegen konnte.

Für diesen war das wie ein Schuldeingeständnis. Sie hing wie ein Fisch am Haken; er wollte sie auf gar keinen Fall mehr entkommen lassen.

Die Richterin wippte auf ihrem Stuhl hin und her. »Sie haben geblufft«, zischte sie überraschend.

»Wieso sollte ich?« fragte Giovanni selbstbewusst.

Er sah sich einer Männerhasserin gegenüber, das hatte sie ihm von Anfang zu spüren gegeben. Ihm kam plötzlich die Idee, ihr auf den Zahn zu fühlen.

»Irgendwann in Ihrem Leben haben Sie schlechte Erfahrungen mit Männern gemacht. Vielleicht wurden Sie als Mädchen missbraucht oder von Ihrem Mann oder Freund schlecht behandelt. Sollte das so sein, tut es mir Leid. Wenn sich das aber in Ihren Urteilen niederschlägt, habe ich kein Verständnis dafür.«

Jetzt konnte sich Dr. Fredlund nicht mehr beherrschen; sie begann zu weinen. Die Tränen kullerten ihr über die Wangen und sie schluchzte.

»Ich erkenne mich gar nicht wieder«, wimmerte sie. »Ich wollte immer eine gerechte Richterin sein, doch wenn ich Männer wie ihn sehe, will ich mich rächen«, stammelte sie. Giovanni konnte die Angst in ihren Augen sehen, Angst vor der öffentlichen Bloßstellung, wenn das bekannt würde. Beinahe tat es ihm schon Leid, dass er sie verletzt und in die Enge getrieben hatte. Sein Mitleid verflog aber ebenso schnell wieder, als er an den unschuldig im Gefängnis sitzenden Prithivi dachte.

»Wenn Herr Suwal nicht gestanden hätte, könnte ein Berufungsverfahren angestrebt werden«, bemerkte sie und blickte verstört auf. »So wie das damals gelaufen ist, wird es allerdings schwierig werden.«

»Wir haben mit Prithivi schon über ein Berufungsverfahren gesprochen. Er will sich nicht mehr vor Gericht vorführen lassen. Er will nicht einmal mehr mit einem Anwalt sprechen, weil er das Vertrauen in den schwedischen Rechtsstaat verloren hat. Was Sie zu ihm während der Urteilsverkündung gesagt haben, hat ihn

tief verletzt. Er besitzt nicht mehr die Kraft und den Willen, sich zu wehren.«

»Ich habe eine gute Freundin, die für Haftverkürzung zuständig ist. Sie könnte vielleicht Einfluss nehmen bei der Prüfung und Bewertung auf frühzeitige Entlassung wegen guter Führung.«

»Eine Haftverkürzung wäre das Mindeste, was Sie tun könnten, das reicht mir jedoch nicht«, sagte Giovanni mit einem Gesichtsausdruck, der nichts Gutes versprach. »Sie haben ihm diese hohe Haftstrafe aufgebrummt und deshalb werden Sie mehr tun müssen.«

»Nur, wenn Sie mir den Mörder nennen«, krächzte sie mit heiserer Stimme, »kann ich Herrn Suwal wirklich helfen.«

»Ich komme wieder«, drohte Giovanni mit fester Stimme und ging aus dem Zimmer, ohne sich noch einmal umzuschauen.

Sommernacht in Stockholm

Wie so oft machte sich Giovanni schnell ein Bild von Menschen, die er traf. Er zweifelte nicht daran, dass der Texaner und der Breitschultrige amerikanische Geheimdienstler waren.

»Warum waren sie in Stockholm in meinem Hotelzimmer und haben mich dann erpresst? Was steckt dahinter?« fragte er sich. Die dringendste Frage für ihn war aber, wieso sich die Amerikaner für Fabrizia interessierten.

Ihm fiel das Gespräch mit Ulf im Restaurant wieder ein. Er hatte damals gesagt, es wäre ein großer Fehler gewesen, über Fabrizias erste Ergebnisse in San Francisco zu sprechen.

Giovanni hatte schon lange das Gefühl, dass Ulf ihm nicht alles erzählt hatte. War er eventuell selbst in die Geschichte verstrickt?

Er bat Ulf nochmals um ein Treffen. Sie verabredeten sich in einem Restaurant zum Essen. Bis spät in die Nacht hinein saßen sie noch draußen. Es war einer dieser unvergleichlichen schwedischen Sommerabende, an denen die Sonne so gar nicht untergehen wollte.

Ulf war anfangs sehr zugeknöpft und wick Giovanni's Fragen geschickt aus. Erst nach dem dritten Bier wurde er redseliger. Giovanni genoss seinen Wein nur in Maßen.

»Es war genauso, wie ich es bereits erzählt habe. Der Professor war angetrunken und wollte wohl unter seinen Kollegen etwas angeben. Das kann doch mal passieren«, verteidigte er seinen Chef.

»So ist das manchmal in der Wissenschaft. Zunächst will man nicht über seine Arbeiten und Erfolge reden, niemand soll versuchen, die Experimente zu früh nachzumachen. Viele Jahre waren wir ziemlich erfolglos gewesen und wir wurden sowohl im Institut als auch international belächelt. Deshalb bekamen wir entsprechend weniger Forschungsgelder. Wir standen unter einem enormen Druck.«

»Wurde auch über Details gesprochen?«

»Viel gab es nicht zu reden, wir hatten ja keine Zahlen oder Graphiken dabei. Wir hatten nur noch so im Ohr, was Fabrizia uns kurz vor dem Abflug in Stockholm gesagt hatte. Es waren ihre ersten erfolgreichen Messungen. Man bezeichnet sie als Vorversuche, also Experimente, die noch nicht ausgereift sind. Fabrizia freute sich sehr darüber und übertrug ihre Euphorie auf uns. Im Prinzip lagen noch keine verlässlichen Daten vor, denn dazu hätte es weiterer biologischer Verfahren und entsprechender Bioassays gebraucht. Trotzdem waren Fabrizia und der Chef ganz aus dem Häuschen.«

»Was versteht man bitte unter Bioassay?« fragte Giovanni, der mit dem Begriff nichts anfangen konnte.

»Bioassays basieren auf Zellkulturen. Wir besitzen ein Archiv mit den unterschiedlichsten Zellen, die in flüssigem Stickstoff eingefroren sind. Fabrizia nahm einige Zellen in Kultur und stimulierte sie mit über dreißig verschiedenen Wachstumsfaktoren. Anschließend konnte sie mit unterschiedlichen Methoden messen, wie diese Zellen auf die Faktoren reagieren und das nennt man Bioassay.«

Da Giovanni sich im Internet informiert hatte und die Inkubatoren mit den Zellkulturen im Labor gesehen

hatte, sagte er: »Das mit den Zellexperimenten verstehe ich teilweise. Die Zellen kommen in ein spezielles Kulturmedium, um sie mit Nährstoffen zu versorgen. Abgefüllt in Plastikgefäßen werden die Zellen dann in sogenannten Zellinkubatoren gehalten.

»Wenn die Zellen angewachsen sind, werden bioaktive Proteine, die ihr als Stammzellfaktoren bezeichnet, wie zum Beispiel SCF, LIF, IL-7«, dabei schaute er Ulf fragend an, dieser nickte etwas überrascht über Giovanni Wissen, der weiter fortführte: »... in verschiedenen Dosierungen und unterschiedlich lange auf die Zellen gegeben und anschließend wird in einem Bioassay die Reaktion gemessen.«

»Ja, genau so ist es!« bestätigte Ulf anerkennend. »Und es wird noch komplizierter, denn die meisten Wachstumsfaktoren haben eine besondere Wirkung, wenn sie in unterschiedlichen Kombinationen, also wie eine Zahlenkombination im Glückspiel, dazu gegeben werden.«

»So viele Faktoren in unterschiedlichen Kombinationen«, wiederholte Giovanni und versuchte grob zu errechnen, wie viele Kombinationen wohl möglich sind.

»Ja, und es wird noch komplexer, denn die Faktoren können zu unterschiedlichen Zeitpunkten hinzugegeben werden. Der erste Faktor sofort, der nächste nach fünf Stunden, der dritte Faktor nach einem Tag oder so ähnlich.«

Giovanni hielt sich die rechte Hand an die Stirn. Ihm wurde nun die Komplexität der Versuche und die Bedeutung der Tabelle bewusst, die ihm so viele Schwierigkeiten beschert hatte. Er war jedoch auch ein wenig

stolz, dass seine Tochter das alles nicht nur verstanden, sondern sogar daran gearbeitet hatte.

»Und das ist noch nicht alles«, meinte Ulf lachend, als er Giovanni seinen Wein trinken sah und dabei bemerkte, dass er leicht überfordert ausschaute.

»Die Mengen können dabei variiert werden, mal viel, mal wenig von einem Faktor, das hat natürlich einen großen Einfluss auf die Zellen.«

»Natürlich«, wiederholte Giovanni. Dabei schaute er aus, als hätte er fürchterliche Kopfschmerzen.

»Fabrizia machte sogar noch kompliziertere Versuche. Sie kombinierte verschiedene Zelltypen miteinander, wir sagen im Labor Ko-Kulturen dazu«, sagte Ulf enthusiastisch, der jetzt richtig in seinem Element war.

»Wahrscheinlich verwendete sie eine Ko-Kultur von zwei oder sogar drei verschiedenen Zelltypen zusammen mit einem Cocktail an Faktoren. Dabei produzierte vermutlich ein Zelltyp einen eigenen Faktor, der die Differenzierung, also die Veränderung zu einer Tumorzelle, verhindert hat.«

Giovanni schüttelte nur mit dem Kopf: »Eure Arbeit ist bewundernswert, Ulf. Die Leistung meiner Tochter wird für mich immer erstaunlicher. Aber besonders bemerkenswert ist für mich, dass ein junger Forscher aus Nepal sich die Komplexität der Stammzellforschung zutraut.«

Ulf nickte und schaute nachdenklich auf den Tish.

»Was genau passierte vor dem Abflug?«

»Der Professor und ich luden kurz vor dem Abflug nach San Francisco noch einige Daten für unseren Kongressbeitrag von unserem Laborserver herunter auf unsere Laptops. Wir wollten im Flugzeug einen kleinen

Vortrag ausarbeiten, um den wir gebeten worden waren. Als wir Fabrizia trafen und sie uns erzählte, was sie gemessen hatte, wollten wir gerade das Bürogebäude verlassen.«

»Habt ihr noch mit ihr darüber diskutiert?« fragte Giovanni ganz aufgeregt.

»Nein, dafür war die Zeit zu kurz. Außerdem machen sich Wissenschaftler normalerweise nicht viel aus einer einzelnen Messung. Sie muss mehrere Male wiederholt werden und muss sich bestätigen. Fabrizia hat sich von uns verabschiedet und uns eine schöne Reise gewünscht. Sie wollte das Experiment umgehend wiederholen. Wir haben uns sehr für sie gefreut, schon alleine deshalb, weil sie so gestrahlt hat.«

»Hat sie die Ergebnisse später reproduzieren können?«

»Um sich methodisch abzusichern, hätte sie immer wieder neue Zellen verwenden müssen und hätte Wachstumsfaktoren nachkaufen und auch einen weiteren Bioassay aufbauen müssen. So ein komplexes Experiment dauert, wenn es gut läuft, mindestens zwei, wenn nicht sogar drei Monate. Wir sind im Oktober nach San Francisco geflogen. Vielleicht hatte sie kurz vor Weihnachten die ersten Daten reproduziert.«

»Hat sie darüber etwas erzählt?« fragte Giovanni angespannt.

»Viele von uns sind schon Anfang Dezember in den Skiurlaub gefahren. Fabrizia ist bis Weihnachten in Stockholm geblieben und dann erst kurz vor den Feiertagen zu ihrer Mutter nach Bologna gereist. Soweit ich gehört habe, wollte sie dort die Daten auswerten.«

»Wann hat sie im neuen Jahr mit den Experimenten begonnen?«

»Mitte Januar kam sie aus Bologna zurück und schon zwei Wochen später ist sie ermordet worden. Sie hatte viele Zellkulturen angelegt; die Kulturflaschen waren allerdings alle mit einer Kodierung beschriftet. Da das Laborbuch verschwunden ist und sie auf ihrem Computer keine Hinweise zu den Experimenten hinterlassen hat, wurden die Kulturen vernichtet.«

Giovanni schüttelte völlig frustriert den Kopf. »Das darf doch nicht wahr sein. Wo soll ich noch nach Spuren suchen?« Er schaute zum Nachbartisch herüber und ließ sich für einen Moment von zwei Frauen ablenken, die wild gestikulierend miteinander diskutierten. Er wollte nicht aufgeben und suchte nach einer neuen Frage, die er Ulf stellen konnte. »Was passierte genau in San Francisco an dem besagten Abend im Restaurant?«

Bevor Ulf antwortete, trank er einen extra großen Schluck Bier. Giovanni freute sich darüber, denn umso mehr Ulf trank, desto gesprächiger wurde er. Er hoffte, dass Ulf durch den Alkohol unvorsichtig werden und ihm nun wirklich alles erzählen würde.

»Der Chef sprach über die Ergebnisse. Er erwähnte aber auch, dass es noch Zeit bräuchte, diese gründlich zu reproduzieren und dann letztlich zu präsentieren.«

»Da muss doch noch mehr passiert sein, Ulf. Bitte versuch dich nochmals ganz genau zu erinnern«, forderte Giovanni ihn auf. »Letztes Mal meintest du, dass an diesem Abend noch viel geredet wurde.«

»Ja, sicher, die Wissenschaftler am Tisch waren davon angetan, sprachen vom großen Ruhm. Einer der Anwesenden sprach sogar vom Nobelpreis für Medizin.

Ein anderer scherzte, wir hätten es ja nicht weit zur Nobelpreisverleihung ins Rathaus von Stockholm.«

Ulf musste schmunzeln. »Über diesen Witz haben sich alle köstlich amüsiert und wir mussten versprechen, dass alle, wie sie am Tisch saßen, zur Nobelpreisverleihung nach Stockholm eingeladen würden, unter der Annahme natürlich, dass wir den Preis gewinnen. Wie eben schon gesagt, wir waren angetrunken, so wie ich heute.«

»Ja gut, das kann ich mir vorstellen, aber das war doch immer noch nicht alles, oder?«

Ulf stöhnte, als ob ihm die Lust fehlte, darüber nachzudenken. »Einer sagte, dass er an unserer Stelle auf den Nobelpreis verzichten und die Ergebnisse lieber patentieren lassen würde. So ließen sich damit später Millionen, vielleicht sogar Milliarden verdienen.«

»Ist das wirklich so?« fragte Giovanni interessiert.

»Ja klar, theoretisch schon, praktisch jedoch ist das eher unrealistisch, wer weiß das schon. Die Stammzelltherapie wird in der Zukunft eine große Bedeutung haben. Nun, die Gefahr, dass einige Stammzellen zu Tumorzellen werden, ist sehr groß, und deshalb wird jede Lösung sehr wertvoll sein.«

Giovanni nickte und fragte weiter: »Was passierte dann?«

»Wieder amüsierten wir uns darüber königlich. Eine der Wissenschaftlerinnen meinte, es wäre beides möglich. Wenn man es geschickt anstelle, könnte man viel verdienen und zusätzlich den Nobelpreis für Medizin bekommen.«

»Und, wie schätzt du diese Aussage ein?« fragte Giovanni nervös.

Ohne auf Giovanni's Frage einzugehen, redete Ulf weiter: »Wir tranken noch eine Runde auf die virtuellen Milliarden und auf den potentiellen Nobelpreis und sind dann ins Hotel gegangen oder besser gesagt, getorkelt. Die Nacht war kurz, denn am nächsten Morgen in aller Frühe ging unser Flieger zurück nach Stockholm.«

»Es ist also nichts weiter passiert an diesem Abend? Niemand verhielt sich auffällig?« fragte Giovanni sichtlich enttäuscht.

»Nein, nur das allgemeine Gerede, dass wir miteinander mehr zusammenarbeiten müssten und uns stärker austauschen sollten. Einer sagte noch, dass wir mehr Forschungsgelder beantragen und die Lobbyarbeit verbessern müssten, um uns gegen andere Forschungsdisziplinen zu behaupten.«

»Schade, ich hatte mir mehr erhofft«, sagte Giovanni desillusioniert.

»So ging es uns damals auch«, lallte Ulf, »wir waren zunächst auch vom Kongress enttäuscht. Aber auf dem Flughafen am nächsten Morgen begegneten wir einem Engel.«

Dabei schüttelte er den Kopf und trank abermals einen ordentlichen Schluck aus seinem Bierglas. Dann schaute er voller Stolz zu Giovanni, als erwarte er von ihm ein Kompliment.

»So sind manchmal die Zufälle im Leben. Wir waren tagelang auf dem Kongress, die wirklich guten Kontakte zu anderen Forschern blieben jedoch aus. Und dann dieser Engel, wie der Professor immer zu sagen pflegte, am Flughafen.«

»Ein Engel?« fragte Giovanni abfällig, denn er hatte sich von dem Gespräch mehr versprochen, aber Ulf hatte offensichtlich schon zu tief ins Glas geschaut.

Ulf bemerkte die Enttäuschung in Giovannis Worten nicht; er redete mit erhobener Brust weiter.

»Ja, sie war wie ein Engel. Ich sah sie, nachdem wir eingeeckelt hatten und flirtete mit ihr, weil sie ganz in unserer Nähe saß. Sie fand mich auch interessant, so etwas merke ich sofort.«

»O.K.«, dachte Giovanni, »das Gespräch ist gelaufen. Jetzt muss ich mir seine Affären anhören.«

Ulf fuhr fort, indem er sagte: »Wir kamen ins Gespräch und sie erzählte mir, dass sie ein paar Jahre in Amerika gewesen sei und dort ein ganz besonderes Stipendium bekommen habe. Sie könne reisen, wohin sie wolle und könne in jedes Labor gehen. Ihren Lebensunterhalt und auch die Chemikalien für ihre Experimente zahle ein Förderinstitut.«

»Oh, das würden sich wohl manche von euch wünschen«, Giovanni schüttelte ungläubig den Kopf. Er stellte sich vor, seine Tochter hätte so ein Stipendium bekommen.

»Der Professor verfolgte natürlich die Unterhaltung, wir saßen ja zusammen im Wartesaal. Er sagte zu ihr, sie solle doch nach Stockholm kommen und in unserem netten Team arbeiten. Stockholm sei eine wunderschöne Stadt, besonders im Sommer.«

Giovanni nickte nur. Er konnte sich gut vorstellen, wie der Engel sowohl Ulf als auch dem Professor den Kopf verdreht hatte.

»Vertieft im Gespräch ist mir versehentlich herausgerutscht, dass unser Budget für Chemikalien gering ist.

Anastasia, so hieß unser Engel, meinte, dass sie durch ihr Stipendium genügend Geld für Chemikalien mitbringen könne.«

»Ist sie auch Stammzellforscherin?« fragte Giovanni gelangweilt. Die Geschichte um Anastasia interessierte ihn gar nicht wirklich.

»Nein, von Stammzellen verstand sie nichts. Wir haben ihr davon erzählt und sie war begeistert. Schon wenig später hat sie bei uns angefangen. So bekamen wir zwar keine Expertin in unser Labor, sie kostete uns aber auch nichts, im Gegenteil, sie brachte Geld für Chemikalien mit und hat damit quasi unsere Forschung gerettet.«

»Und Anastasia ist Amerikanerin?« fragte er in der Hoffnung, nur irgendeine Bestätigung für seinen vagen Verdacht zu bekommen, dass es eine Beziehung zwischen Fabrizia und Amerika gab.

»Nein, wieso Amerikanerin? Sie ist Ukrainerin!«

Giovanni war enttäuscht. Er war keinen Schritt vorgekommen. Nur so konnte er sich im Nachhinein erklären, dass er etwas ungehalten zu Ulf sagte:

»Wieso bekommt eine Ukrainerin ein Stipendium aus den USA für etwas, wovon sie nichts versteht und kann damit reisen, wohin sie will? So was gibt es doch nicht wirklich. So etwas ist nur im Paradies vorstellbar und auch nur dort gibt es Engel.«

Der ironische Unterton in Giovanni's Worten war für Ulf deutlich zu vernehmen. Er fühlte sich jetzt etwas peinlich berührt, weil er Anastasia immer als Engel bezeichnet hatte.

Ulf schaute Giovanni verblüfft an. »Ja, über dieses großzügige Stipendium haben wir auch oft mit dem Pro-

fessor diskutiert, das gibt es wirklich selten. Dennoch, sie bekam das Geld und bekommt es bis heute.«

Nachdenklich legte Ulf die Stirn in Falten, brummelte ein paar unverständliche Worte, leerte sein Bierglas mit einem großen Schluck und signalisierte dem Kellner, dass er Nachschub brauchte.

»Mmmh, irgendwas an dieser Geschichte stimmt tatsächlich nicht. Diesen Gedanken haben wir viel zu lange verdrängt«, sagte er nach längerem Grübeln.

Im gleichen Moment spürte Giovanni, dass er Ulf in eine Situation gebracht hatte, in der er unkontrolliert redete. »Jetzt muss ich ihn nur noch richtig antreiben«, dachte er, »dann erfahre ich vielleicht etwas, was mir im Fall Fabrizia weiterhilft.«

»Das ist ein mysteriöses Förderinstitut«, sagte Ulf leise.

»Wieso mysteriös?«

»Ich habe einen Freund, der zurzeit in einem Labor in Dublin an einer ähnlichen Thematik forscht. Auch er kann nur mit großer Mühe seine Forschungsarbeiten finanzieren. Ihm erzählte ich von diesem Förderinstitut. Wenn dieses Institut so großzügig ist, dann könnte er davon vielleicht auch durch ein Stipendium profitieren. Mein Freund schrieb dem Förderinstitut eine E-Mail, um mehr Informationen über die Möglichkeiten einer Förderung zu bekommen. Zunächst antwortete das Institut nicht, aber als er nochmals nachfragte, bekam er eine äußerst knappe Antwort per E-Mail zurück. Er hat mir die Nachricht weitergeleitet.«

Ulf zog seinen Laptop aus dem Rucksack und fuhr ihn hoch. Der Kellner brachte das bestellte Bier und Ulf

nahm einen kräftigen Schluck. Dann zeigte er auf den Bildschirm und sagte zu Giovanni: »Hier ist die E-Mail.«

Dieser rückte näher an Ulf heran, damit sie nun gemeinsam auf den Bildschirm schauen konnten.

»Ohne Anrede und ohne persönlichen Absender, mit dem Hinweis, dass sie lediglich über ein sehr schmales Budget verfügen und daher nur alle zwei Jahre ein Stipendium vergeben zur Förderung von internationalen Wirtschaftsbeziehungen.«

Ulf wurde kreideweiß, griff zum Bierglas und leerte es mit einem beherzten langen Zug. Wie erstarrt las und las er die E-Mail immer und immer wieder.

»Was ist los, Ulf?« fragte Giovanni, nachdem er dem Kellner ein Signal gegeben hatte, noch ein Bier für Ulf zu bringen.

»Die E-Mail hatte ich vorher nur überflogen, jetzt lese ich sie zum ersten Mal genau«, sagte er leise, klappte den Laptop zu, verstaute ihn schnell wieder in seiner Tasche und schaute nervös um sich.

»Ich will jetzt wissen, was los ist. Sprich doch endlich!« forderte Giovanni ihn auf. Er ertappte sich dabei, wie er sich nun ebenfalls umschaute und die Menschen an den Nachbartischen ansah.

»Nein, Giovanni, du darfst nicht wissen, dass ich diese E-Mail erhalten habe, das könnte sonst gefährlich für mich werden.«

»Wieso das denn?« Giovanni schüttelte den Kopf.

»Weil das offensichtlich doch kein Institut für Forschungsförderung ist, da stimmt was nicht. Die fördern keine naturwissenschaftliche Forschung. Anastasia wurde zu uns geschickt, damit sie uns ausspioniert, das ist mir jetzt klar.«

Er schaute sich um. »Lass uns von hier verschwinden, ganz schnell.«

Giovanni bezahlte die Rechnung und Ulf trank hastig sein Bier.

Beim Nachhauseweg durch die Straßen von Stockholm stellte Giovanni Ulf ständig neue Fragen. Der Alkohol auf der einen Seite, aber auch die Angst, die man deutlich in Ulfs Gesichtszügen sehen konnte, verhinderten ein vernünftiges Gespräch. Als sie sich voneinander verabschiedeten, war es bereits früher Morgen in der Stadt, in der im Sommer die Sonne nicht untergeht.

Pflichtanwalt

Als Berit Prithivi an einem Mittwoch besuchte, fragte sie ihn nach seinem Pflichtanwalt, der ihm während seiner Gerichtsverhandlung gestellt worden war.

»Anfangs war er sehr fürsorglich gewesen und hat sich um mich gekümmert. Er war davon überzeugt, dass ich unschuldig bin und wollte auf Freispruch plädieren. Wir haben gemeinsam eine Strategie zur Verteidigung erarbeitet«, erzählte Prithivi.

Berit zuckte mit den Achseln. »Aber das klingt doch gut, was ist dann passiert?« bohrte sie nach.

»Wenige Tage später änderte er plötzlich seine Meinung. Er verhielt sich mir gegenüber unhöflicher. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, schaute er mir beim Gespräch nicht mehr in die Augen.«

Berit fragte daraufhin nicht mehr nach, denn sie wollte ihn nicht an den Prozess erinnern.

Am Abend berichtete Berit Giovanni von ihrem Besuch im Gefängnis: »Vielleicht wurde er erpresst oder jemand hat dafür gesorgt, dass er Prithivis Pflichtanwalt wurde«, mutmaßte Giovanni.

Er fragte per E-Mail bei der Richterin nach und am nächsten Morgen hatte er auch schon eine Antwort in seinem Postfach: »Das war Routine, er war an der Reihe, da gab es keine Manipulation«, schrieb sie zurück.

»Ob die Richterin die Wahrheit sagt, bezweifle ich«, sagte Berit argwöhnisch.

»Die belügt mich nicht, solange sie glaubt, dass ich von den Unstimmigkeiten in ihrer Doktorarbeit weiß«, meinte Giovanni und ergänzte: »Wenn der Anwalt mit

uns nicht sprechen will, werde ich zu ihm gehen und ihn zur Rede stellen.«

Bereits eine knappe Stunde später klingelte er an der Tür der Kanzlei.

Ein junger, gut aussehender Mann zwischen fünf- und dreißig und vierzig Jahren öffnete ihm die Tür. »Sind Sie der Anwalt Jan Palmblad?« fragte Giovanni.

»Was wollen Sie von ihm?« konterte der Mann.

»Ich möchte mit ihm über Prithivi Suwal sprechen«, sagte Giovanni betont höflich.

Der junge Mann wies ihn kalt ab und wollte die Tür gleich wieder schließen.

»Wenn Sie nicht bereit sind, mit mir zu reden, Herr Palmblad, gehe ich gleich zur Polizei und zeige Sie an«, sagte Giovanni entschlossen.

»Weswegen wollen Sie mich anzeigen?« fragte Palmblad, der die Bürotür nervös hin- und her bewegte, als wäre er unschlüssig, ob er sie zuschlagen oder doch lieber mit dem Fremden sprechen sollte.

»Ich denke, das wissen Sie schon. Ich möchte Ihnen einige Fragen stellen.«

»Dann kommen Sie herein«, sagte er mürrisch. Dabei blickte er den Flur des Treppenhauses entlang, als befürchtete er, jemand könnte die Unterhaltung belauscht haben.

»Ich will wissen, wer Sie im Fall Prithivi bestochen hat«, sagte Giovanni streng und schroff. »Aber alle Details! Ansonsten gibt es mächtigen Ärger.«

Aufgeregt lief Palmblad durch sein Büro.

»Alles kann ich Ihnen nicht sagen«, stammelte er.

»Die Wahrheit kommt irgendwann doch ans Licht«, drängte Giovanni.

»Bitte nicht«, bettelte er zunächst, doch wenige Augenblicke später funkelten seine Augen. »Wenn Sie mir zehntausend Euro geben, dann erzähle ich Ihnen, was da gelaufen ist, dann erzähle ich Ihnen alles, die ganze Wahrheit.«

»Welche Wahrheit? Die Wahrheit, die sie als Anwalt definieren, ist sicherlich nicht die wirkliche Wahrheit!«

»Doch, ich erzähle Ihnen, wer mir das Geld gegeben hat.«

»So viel Geld habe ich nicht. In kurzer Zeit könnte ich maximal viertausend Euro zusammenbekommen«, erwiderte Giovanni. Damit wollte er sein Gegenüber zunächst testen.

»Für viertausend Euro gebe ich Ihnen nur einen Hinweis«, sagte Palmblad in seiner arroganten Art.

Giovanni ballte seine Fäuste zusammen. Für einen Moment überkam ihm der Gedanke, diesen arroganten Typen zu verprügeln, was natürlich nicht klug gewesen wäre.

»Kann ich mit dem Hinweis etwas anfangen?« fragte Giovanni neugierig.

»Möglich«, sagte der Anwalt. Seine Gesichtszüge jedoch verrieten, dass er log. »Bevor ich Ihnen etwas sage, will ich das Geld haben.«

Giovanni nickte, denn was blieb ihm in dieser Situation schon übrig. So verabredeten sie sich für den darauf folgenden Tag gegen acht Uhr abends in einem französischen Restaurant im Zentrum von Stockholm.

Giovanni hatte gar nicht vorgehabt, das Geld zu zahlen. Er brauchte Zeit, zum Nachdenken. Bis spät in die Nacht grübelte er zusammen mit Berit, was sie machen

sollten. Letztendlich wussten sie keinen anderen Ausweg, als dem Anwalt das Geld zu zahlen.

Über Geldautomaten konnte Giovanni täglich nur einen begrenzten Betrag von seinem Konto abheben und da es bereits nach Mitternacht war, blieb auch nur diese eine Möglichkeit.

Glücklicherweise hatte Berit während mehrerer Aktionstage Spenden in der Innenstadt von Stockholm zur Unterstützung von Prithivi gesammelt. Auch Ulf konnte durch einen Spendenaufruf innerhalb der Arbeitsgruppe und im Institut Geld sammeln. Zusammen waren es fast zweitausendfünfhundert Euro, die Berit in ihrem Zimmer aufbewahrte und die sie ihm auslieh.

»Ich würde es besser finden, wenn wir Ulf vorher fragen, ob er etwas dagegen hat, wenn du das Geld nimmst, dass er gesammelt hat«, sagte Berit etwas besorgt, als sie Giovanni das Geld gab.

Daher schrieb Giovanni noch in der Nacht eine E-Mail an Ulf und erklärte ihm die Umstände, bat ihn, das Geld nehmen zu dürfen und versprach, es umgehend wieder zurückzuzahlen.

Am folgenden Tag zur Mittagszeit bekam Giovanni die Antwort. »Ja, natürlich«, schrieb Ulf. »Ihr könnt das Geld nehmen. Ich habe in meinem Institut nachgefragt; alle Spender sind damit einverstanden.«

Am Abend fuhr er dann mit den viertausend Euro in seiner Jackentasche in das verabredete Restaurant und wartete auf Palmbiad. Als dieser nach eineinhalb Stunden noch immer nicht auftauchte, fuhr er zu dessen Kanzlei und klingelte mehrfach. Ungeduldig schlug er äußerst energisch gegen die Tür, mehr um sich abzureagieren, als in der Hoffnung, ihm würde noch jemand

öffnen. Deshalb war er überrascht, als ihm eine ältere Frau schließlich doch noch öffnete.

»Herr Jan Palmblad ist nicht mehr zu sprechen«, sagte sie mit leichtem Ansatz der Rührung.

»Ich muss ihn sofort sprechen, sonst gehe ich zur Polizei, sagen Sie ihm das bitte jetzt sofort.«

»Geht es um die Spielschulden?« fragte sie jetzt in einem höflicheren Ton.

»Spielschulden«, wiederholte Giovanni und freute sich, denn nun hatte er einen schwachen Punkt in Palmblads Leben gefunden, den er später eventuell gut nutzen konnte. »Nein, darum geht es heute nicht. Ich habe ein anderes Anliegen und dieses ist äußerst wichtig.«

»Herr Palmblad ist tot.«

»Tot, das kann doch nicht sein. Ich habe doch erst gestern mit ihm gesprochen.«

»Das mag so gewesen sein, mein Herr«, sagte die Frau und richtete dabei ihren Blick auf den Boden. »Er ist erst vor vier Stunden bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen.«

»Und wer sind Sie bitte, wenn ich fragen darf?« Giovanni konnte nicht glauben, dass die Frau die Wahrheit sagte.

»Ich heiße Gerda Normark, und bin seine Mitarbeiterin, oder wohl eher seine ehemalige Mitarbeiterin«, sagte sie und schaute nachdenklich an Giovanni vorbei auf die Straße.

»Ich war mit Herrn Palmblad verabredet. Wir wollten uns zum Fall Prithivi Suwal treffen, dem Doktoranden aus Nepal, den er als Anwalt in einem Mordprozess vertreten hat.«

Frau Normark schaute ihn entsetzt an.

»Ihr ehemaliger Arbeitgeber, Herr Palmblad, wollte mir etwas sehr Wichtiges in Verbindung mit dem Mordfall sagen«, ergänzte Giovanni.

»Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht«, sagte sie. Plötzlich wirkte sie sehr ängstlich und schon einen Moment später versuchte sie, ihm die Tür vor der Nase zuzuschlagen.

Blitzartig stellte Giovanni seinen Fuß zwischen Tür und Rahmen.

»Einen Moment noch, was wissen Sie über den Fall?«

»Nichts, ich weiß glücklicherweise gar nichts, ansonsten würde auch ich vermutlich nicht mehr lange leben. Wenn Sie auch am Leben bleiben wollen, verschwinden Sie bitte, ganz schnell.«

Mit einem harten Schlag schlug sie die Tür zu. Giovanni tat gut daran, noch gerade rechtzeitig seinen Fuß weg zu ziehen.

Ulfs Geheimnis

Am darauf folgenden Tag erwachte Giovanni mit fürchterlichen Kopfschmerzen. Vielleicht kamen sie vom Wein, von dem er am Vorabend dann doch zu viel getrunken hatte. Vielleicht waren aber auch die vielen Gespräche der letzten Tage schuld daran. Nachts bekam er schon Alpträume von dem, was er tagsüber erlebte.

Bei Berit im Studentenwohnheim konnte Giovanni nicht mehr lange wohnen bleiben, denn mit Beginn des Studienjahres wurden die freien Zimmer an Studienanfänger vergeben. Berit hatte inzwischen ohnehin beschlossen, sich eine neue Bleibe zu suchen und sie wollte gerne weiterhin mit Giovanni zusammen wohnen. So nahm sie an diesem Morgen keine Rücksicht auf dessen Befindlichkeiten. Sie hatte Wohnungsbesichtigungstermine mit einer sehr sympathischen Immobilienmaklerin verabredet. Giovanni hatte Berit in Aussicht gestellt, dass er die gemeinsame Wohnung komplett finanzieren würde, wenn sie ihm weiterhin bei der Suche nach dem Mörder von Fabrizia behilflich wäre. Dazu war Berit sowieso gerne bereit, allein schon, um Prithivi zu helfen.

Sie hatten Glück, schon bei der zweiten Besichtigung fanden sie eine hübsche Vierzimmerwohnung in einem Altbau. Die Wohnung war sofort frei.

Berit bekam ein helles, geräumiges Zimmer mit Balkon und Giovanni das kleinere Schlafzimmer. Zusammen nutzten sie Bad, Küche, Wohnzimmer und ein weiteres Zimmer als Büro.

In den folgenden Wochen kauften sie einige Möbelstücke, eine Vitrine, eine Couch und einen Tisch für das gemeinsame Wohnzimmer, Esstisch und Stühle für die

Küche und auch einige Antiquitäten für das Büro, unter anderem einen uralten Schreibtisch.

Berit besuchte Prithivi regelmäßig. Als sie nach einem ihrer Besuche in der Haftanstalt nach Hause kam, traf sie Giovanni im Bürozimmer an. Er sammelte gerade die Informationen aus den Gesprächen mit Prithivi und Ulf.

»Heute war er schlecht drauf«, sagte sie nur kurz und ging in die Küche.

Giovanni wusste, dass Berit inzwischen starke Gefühle für Prithivi hegte. Behutsam versuchte er mit ihr darüber zu reden.

»Als ich ihm gesagt habe, dass du mir die neue Wohnung finanzierst und auch mit mir darin wohnst, hatte er wenig Verständnis dafür. Erst dachte ich, er ist wütend, dann wirkte er eher verunsichert.«

»Du musst ihm das ganz genau erklären.«

»Er glaubt, du bist ein italienischer Schürzenjäger.«

Giovanni schüttelte ungläubig den Kopf, obwohl ihm die Vorstellung ganz gut gefiel, ein italienischer Schürzenjäger zu sein.

»Gerade weil Fabrizia nicht sonderlich prüde war, vermutete er auch in dir ein entsprechendes Temperament«, ergänzte Berit.

»Wer weiß«, sagte Giovanni mit einem verschmitzten Lächeln. Schlagartig wurde ihm klar, dass Prithivi eifersüchtig auf ihn war.

»Sofie Nilsson hat im Polizeibericht angegeben, dass Fabrizia mit vielen Männern zusammen war«, entgegnete Berit.

»Das glaube ich nicht, sie gab nur zu Protokoll, dass Fabrizia von einigen Männern eingeladen wurde, das

bedeutet für mich noch gar nichts«, Giovanni reagierte nun ungehalten.

»Bist du dir da sicher?« fragte Berit vorsichtig. »Sie kam nicht jede Nacht nach Hause, das konnte ich als ihre Mitbewohnerin zwei Jahre lang gut verfolgen.«

»Davon hast du mir vorher nie etwas gesagt«, entgegnete Giovanni vorwurfsvoll.

»Stimmt, aber das ist auch ein schwieriges Thema und ich wollte dich damit nicht belasten.«

»Wenn das so ist, dann sollten wir darüber mehr erfahren«, sagte Giovanni, nun wieder ruhiger. »Vielleicht finden wir dort eine Spur zu ihrem Mörder. Ich möchte gerne sofort mit Sofie darüber reden«, fügte er nachdenklich hinzu.

Berit konnte Frau Nilsson sofort im Labor erreichen. Sie war sogar bereit, sich mit Giovanni noch am selben Abend in einem Bistro in der Altstadt zu treffen.

Giovanni war schon mehrmals in diesem Bistro gewesen, jetzt im Sommer erinnerten ihn dessen Flair und die warme Luft, die sich durch die Straßen von Stockholm bewegte, an Florenz.

Sofie Nilsson erzählte ihm von ihren Beobachtungen und den Männern, die Fabrizia häufiger zum Mittagessen eingeladen hatten.

»Aber letztlich sind diese Männer doch nur mit ihr zum Mittagessen gegangen«, resümierte Giovanni.

»Einige schon, die Mehrzahl war auch an Fabrizias Temperament und an der lebhaften Unterhaltung mit ihr interessiert. Einige aber wollten mehr«, sagte sie mit einem ernsten Gesichtsausdruck. »Einige von ihnen waren bestimmt verheiratet und es gibt bestimmt die eine oder andere Ehefrau, die Wind davon bekommen hat.

Ich kann mir schon vorstellen, dass Eifersucht hier und da im Spiel gewesen sein könnte.«

»Ich kann unmöglich allen Spuren nachgehen. Welcher Mann wird mit mir ehrlich darüber reden?« fragte Giovanni und warf einen Blick auf die lange Liste mit Namen, die er aufgeschrieben hatte.

Sofie Nilsson zuckte nur mit den Schultern und sagte: »Das kommt auf einen Versuch an.«

Für Giovanni hatte das Bild seiner Tochter erhebliche Kratzer bekommen. Vielleicht hatte er die ganze Zeit in die falsche Richtung recherchiert und der Mord hatte einen einfachen Grund: Eifersucht. Mit ungläubigem Gesichtsausdruck ergänzte er: »Ich kann es einfach nicht glauben, dass sie sich auf so viele Männer eingelassen hat«, er wirkte dabei ganz verloren. Die Schilderungen von Sofie Nilsson ließen aber keinen konkreten Ansatz für eine Liebesbeziehung zwischen Fabrizia und einem der Männer zu. Wo nur sollte er ansetzen?

»Frag doch Ulf!« schlug sie nach einigen Minuten der Stille plötzlich vor. Dabei schlug sie blitzschnell die linke Hand auf ihren Mund, als hätte sie ungewollt etwas ausgeplaudert.

»Wieso Ulf, was weiß der denn darüber?« fragte er irritiert.

Sofie Nilsson druckste herum, die linke Hand immer noch an ihrem Mund. Erst als Giovanni sie fast anflehte, ergänzte sie: »Ulf pflegte auch eine Beziehung zu Fabrizia, die über den Laboralltag hinausging.«

In diesem Moment wusste Giovanni nicht mehr, was er denken sollte, war er doch fest der Meinung gewesen, Ulf könne er vertrauen. Vielleicht steckte ja der nette Ulf hinter allem. Ulf, der in Wirklichkeit doch ein Wolf war.

Er war bestimmt listig und schlau, dabei wirkte er so unverdächtig. Er besaß den besten Überblick über die Forschungsaktivitäten im Labor und hatte die nötige Intelligenz, die Daten von Fabrizia auf ihren Inhalt zu überprüfen. Er war ebenfalls in San Francisco gewesen, als über den Nobelpreis und die potentiellen Gewinne in Millionen- oder gar Milliardenhöhe gescherzt wurde. Ihm blieb in diesem Moment nichts anders übrig, als seine Gefühle Sofie Nilsson gegenüber nicht offen zu zeigen. So beherrschte er sich, soweit es für ihn möglich war, bedankte sich bei ihr und verabschiedete sich.

Am nächsten Tag traf Giovanni Ulf zufällig vor dem Institut auf einer Bank sitzend. Ulf bot ihm ein Stück Kuchen an. Obwohl Giovanni sich fest vorgenommen hatte, seine Emotionen zu kontrollieren, brach die Wut unkontrolliert aus ihm heraus. »Willst du mich mit dem Kuchen vergiften, so wie du es mit Fabrizia gemacht hast«, schrie er ihn wütend an.

Ulf war wie vom Blitz getroffen. »Ich habe Fabrizia nicht vergiftet, wie kommst du nur darauf?«

»Du hast mich angelogen, ... die ganze Zeit.«

»Nein, das habe ich nicht«, sagte Ulf ruhig, »ich kann mir aber schon denken, was jetzt gleich kommt.«

»Ja, was denn?« fragte Giovanni provokativ.

»Sofie Nilsson hat dir wohl von Fabrizia und mir erzählt«, wagte Ulf leise zu sagen und schaute Giovanni dabei fragend an. Dieser forderte ihn mit einer Handbewegung auf, noch mehr zu erzählen.

»Wir haben nur ein einziges Mal miteinander geschlafen«, sagte Ulf leise.

»Und davon erwähnst du die ganze Zeit kein Wörtchen, ja? Wieso, frage ich, wieso?«

»Ich bin verheiratet.«

»Na und! Trotzdem hättest du mir davon erzählen können«, sagte Giovanni. Gerade wollte er Ulf weitere Vorwürfe machen, als er sich seiner eigenen großen Lüge bewusst wurde. Wie sollte er über jemanden richten, wenn er doch in seinem Leben auch nicht immer die Wahrheit gesagt hatte.

»Nein, ich habe nichts gesagt, weil ich verheiratet bin und nicht möchte, dass zu viele Menschen davon wissen. Mit dem Tod von Fabrizia habe ich nichts zu tun, das musst du mir glauben.«

»Dann glaubst du also auch, dass es Prithivi war?«

»Nein, Prithivi war es auf keinen Fall, so etwas könnte er gar nicht tun«, sagte Ulf hektisch. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass Prithivi jemanden ermorden könnte. Wir haben uns gegenseitig immer unterstützt. Neben unserem Beruf haben wir uns in einem Netzwerk engagiert, das sich GESINAS nennt. Fabrizia war auch dabei. Es handelt sich hier um ein Netzwerk von Menschen, die ihre Kenntnisse anderen zur Verfügung stellen, um zu helfen. Und das uneigennützig und unentgeltlich. Wir hatten gemeinsam geplant, Prithivis Familie in Nepal zu unterstützen, sie leben in sehr einfachen Verhältnissen, seine Schwester ist außerdem sehr krank. Warum sollte er jemanden umbringen, der ihm und seiner Familie hilft?«

Giovanni hörte neugierig zu. »Aber wer kann es dann gewesen sein?«

»Sie«, nuschelte Ulf, »sie besaß ein Motiv und sie ist skrupellos.«

»Wen meinst du mit *sie*?« fragte Giovanni, dabei kribbelten seine Finger vor Anspannung.

»Na, Anastasia natürlich.«

»Hattest du auch Sex mit Anastasia?« fragte Giovanni provokativ kämpferisch, um etwas Dampf abzulassen. Zu seinem Erstaunen sagte Ulf leise: »Ja, leider.«

Giovanni war fassungslos. Er saß einem harmlos aussehenden Mann gegenüber, von dem er es noch vor ein paar Minuten für möglich gehalten hatte, dass er der Mörder seiner Tochter war, dabei war Ulf kein Wolf, vielmehr war er ein Schürzenjäger.

»Wohl an allen Frauen interessiert?« fragte er mit spöttischem Unterton.

»Ach nein, nicht wirklich. Das mit Fabrizia hat sich irgendwann so ergeben. Wir wussten beide von vornherein, dass das nur ein einziges Mal gut geht. Bis zu ihrem Tod waren wir nur Kollegen. Ich habe ihr im Labor, so gut ich konnte, geholfen.«

»Und wie war das mit Anastasia?«

»Anastasia hatte es darauf angelegt. Sie hat mich in einem schwachen Moment erwischt. Ich bin mir fast sicher, dass sie auch mit dem Chef im Bett war, es könnte sogar sein, dass sie sich noch immer treffen. Männer, die für sie nicht wichtig waren, hat sie nicht einmal angeschaut.«

»Wo ist Anastasia jetzt?« fragte Giovanni, als er sich von dem völlig frustrierten Ulf verabschiedete.

»Im Zellkulturlabor, glaube ich.«

»Was macht sie dort? Macht sie etwa Fabrizias Experimente nach?«

»Ja, sie versucht es und ich soll ihr dabei helfen, denn wir sind auf ihr Geld für die Chemikalien angewiesen. Sie hat sowohl den Laborplatz von Fabrizia als auch den

von Prithivi bekommen und versucht sich an ähnlichen Experimenten, hat aber bisher keinen Erfolg damit.«

»Wie war das Verhältnis zwischen Fabrizia und Anastasia?«

»Soweit ich das von außen beurteilen kann, verstanden sich die beiden Frauen sehr gut. Fabrizia profitierte von den Geldern, die Anastasia mitbrachte, denn sie konnte damit ihre Reagenzien und Wachstumsfaktoren kaufen. Anastasia wiederum lernte im Labor viel von Fabrizia.«

»Ich stelle sie jetzt zur Rede«, sagte Giovanni entschlossen. Er stand auf und wollte losgehen, als Ulf ihn zurückhielt: »Wir haben nichts davon, wenn sie erfährt, dass du sie verdächtigst. Es ist doch viel besser, wenn ich sie eine Zeit lang beobachte.«

Wo ist Anastasia?

Vier Tage später erfuhr Giovanni von Ulf, dass Anastasia nicht mehr im Labor aufgetaucht war.

Das kann doch nicht wahr sein, dachte er völlig ernüchtert. Auch an den folgenden Tagen blieb Anastasia verschwunden und niemand wusste, wo sie sich aufhalten könnte. Unter ihrer Mobilfunknummer konnte man sie nicht mehr erreichen und an der in ihren Personalunterlagen angegebenen Adresse wohnte sie laut ihres Vermieters auch nicht mehr.

»Ich bin mir sicher, dass sie etwas mit dem Mord zu tun hat«, sagte er, als er darüber mit Berit und Ulf diskutierte. »Leider weiß ich nicht mehr weiter. Ich gehe nochmals zu Sofie Nilsson, sie hat mir schon zweimal geholfen, vielleicht fällt ihr auch dieses Mal wieder etwas ein.«

Aber auch Sofie konnte nichts über Anastasias Verbleib sagen. Sie erwähnte nur, dass Anastasia an dem Tag, an dem Ulf nachgefragt hatte, ob das Geld, das die Mitarbeiter für Prithivis Familie gespendet hatten, kurzfristig ausgeliehen werden durfte, um an Informationen zum Mordfall zu gelangen, sehr nervös war und ihre Experimente einfach abgebrochen hatte.

In diesem Moment wurde Giovanni klar, dass auf Grund von Ulfs Nachfrage sowohl Anastasia gewarnt als auch der Anwalt Palmblad umgebracht worden war.

Obwohl er frustriert war, fragte er Sofie nach den zwei Amerikanern, die er während seines ersten Besuchs in Stockholm getroffen hatte, er beschrieb den auffälligen, texanischen Akzent und den Breitschultrigen mit dem grimmigen Blick.

»Diese Männer habe ich auch schon getroffen«, meinte Sofie Nilsson trocken.

Giovannis Herz schlug schneller. »Ja? Wo denn?«

»Anfang März besuchte mich meine Cousine. Wir gingen in das VASA-Museum. Dort haben wir durch Zufall Anastasia getroffen, sie war in Begleitung von zwei Amerikanern. Der eine fragte mich, ob ich mich noch an den Umzug der VASA ins Museum erinnern könnte. Das war jedoch 1990, da war ich noch nicht in Stockholm. Er hatte einen texanischen Akzent, daran erinnere ich mich gut.«

Sofie Nilsson musste lachen. »Und an den anderen Mann erinnere ich mich auch. Im Vergleich zu seinem Kollegen war er breitschultriger, das stimmt, und er schaute sehr grimmig aus.«

»Wie stellte Anastasia dir die beiden Amerikaner denn vor?«

»Das weiß ich nicht mehr so genau, ich glaube, sie sprach von ehemaligen Arbeitskollegen, die gerade ein paar Wochen in Schweden verbringen.«

Giovanni bedankte sich herzlich bei Sofie. Wieder hatte sie ihm den entscheidenden Hinweis gegeben. »Zwischen den beiden Amerikanern und Anastasia gab es eine Verbindung, sie alle waren auffällig an Fabrizias Ergebnissen interessiert. Ich glaube ganz fest daran, dass sie die Codierung brauchen, um die Experimente von Fabrizia nachmachen zu können. Ohne die Tabelle jedoch können sie die Versuche nicht wiederholen.«

»Anastasia könnte die Mörderin sein«, sagte Giovanni später unvermittelt zu Berit. »Aber wie hat sie es geschafft, dass der unschuldige Prithivi als Mörder ver-

dächtigt wird und wie kam es dazu, dass er so schnell und dermaßen hart verurteilt wurde?»

»Ruf bitte nochmals bei Sofie an«, bat Giovanni.
»Vielleicht kann sie uns abermals helfen.«

Sofie war überrascht, als sich zunächst Berit und später dann auch noch Giovanni am Telefon meldete.

»Deine Informationen waren sehr wertvoll. Nun interessiert mich, ob es wirklich Unstimmigkeiten zwischen Fabrizia und Prithivi gab«, erkundigte sich Giovanni.

»Durch Fabrizias erfolgreiche Experimente entstanden vermutlich Spannungen zwischen den beiden. Prithivi kam erst viel später ins Team, war also jemand, der noch viel zu lernen hatte. Seine Experimente waren zu der Zeit noch nicht so erfolgreich und damit hatte er wohl ein Problem. Er sprach sowieso nie viel. Seine Mimik, wenn Fabrizia sich im Labor auf ihre Art in den Mittelpunkt stellte, sprach jedoch Bände. Wir haben häufiger mit Fabrizia darüber gescherzt, dass Prithivi sie, wenn er könnte, am liebsten umbringen würde. Er selbst hat das aber nie gesagt.«

»Ist das deine Auffassung oder hat dir jemand davon erzählt?« fragte Giovanni.

Sofie zögerte. »Na ja, eigentlich hat Anastasia davon erzählt. Sie hat oft von Konflikten und Spannungen zwischen Fabrizia und Prithivi berichtet.«

»Interessant! Und haben auch noch andere Mitglieder der Arbeitsgruppe den Zwist zwischen den beiden mitbekommen?«

»Ich glaube nicht«, sagte Sofie nachdenklich. »Wir haben eher Prithivis Verhalten beobachtet und interpretiert. Einige waren der Meinung, er hätte ein Problem mit starken Frauen. Er wurde anfangs mit der selbstbe-

wussten Fabrizia überhaupt nicht warm. Einige seiner Bemerkungen verrieten, wie er über Frauen in seiner Heimat dachte. Er äußerte sich geringschätzig und erklärte, wie er sich die Rolle der Frau vorstellte. Vielleicht hat er sich auch allgemein über das Frauenbild in Nepal geäußert, da bin ich mir jetzt nicht mehr sicher. Seine Schilderungen kamen bei uns im Labor jedenfalls nicht gut an und das hat er auch gemerkt. Zusätzlich kam hinzu, dass Fabrizia überaus beliebt war und ihr fast jeder Wunsch sofort erfüllt wurde, während Prithivi durch seine Schüchternheit manchmal unsympathisch wirkte und um Anerkennung kämpfen musste.«

»Was ist, wenn Anastasia gelogen hat?« unterbrach Giovanni Sofie.

Sie schwieg zunächst und sagte dann leise. »Wenn ich es mir recht überlege, haben wir tatsächlich nur Anastasias Worte wiedergeben, als die Polizei uns bezüglich der Spannungen zwischen Prithivi und Fabrizia befragt hat. Es war alles so schlüssig und klar. Oh je, haben wir möglicherweise einen Fehler gemacht?« Sofie wurde unsicher.

»Vor kurzem hatten Prithivi und Fabrizia begonnen, nach ihrer Arbeitszeit an weiteren Projekten zu arbeiten, ich kann aber nicht sagen, worum es sich da handelte. Oh je, vielleicht haben wir mit unseren Aussagen dazu beigetragen, dass der Verdacht auf Prithivi gelenkt wurde«, ergänzte Sofie.

»Und ich glaube, Prithivi hat den Fehler gemacht, auf Anraten seines Anwaltes die Aussagen von Anastasia zu bestätigen. Vermutlich, weil Palmblad ihn durch seine Aussagen verunsichert hat und ihm gesagt hat, er würde sonst als Lügner dastehen und das wäre für die spätere

Gerichtsverhandlung nachteilig«, sagte Giovanni eher zu sich selbst als zu Sofie, die ihn immer noch erschrocken anstarrte.

»Ja, warum hat Prithivi nicht die Wahrheit gesagt und warum hat Palmbiad ihm diese Strategie empfohlen?« fragte Sofie hilfesuchend. Sie wurde sich der Tragweite ihrer Aussagen bei der Polizei erst jetzt richtig bewusst.

Giovanni zuckte mit den Schultern. »Anastasia könnte direkt oder über die beiden Amerikaner auf Palmbiad eingewirkt haben, eventuell wurde er erpresst oder bestochen. Die Frau, die mir in der Kanzlei die Tür geöffnet hat, erwähnte etwas von Spielschulden. Zu allem Unglück hat die Richterin eure Aussage während der Verhandlung als Hauptbelastung angesehen.«

»Genau und das war nicht fair. Alle im Labor in Frage kommenden Personen hatten ein Alibi, nur Prithivi nicht. Er war zusammen mit Fabrizia im Labor und er hat sie dann auch noch tot aufgefunden.«

Anastasia blieb auch in den nächsten Tagen und Wochen verschollen. Die Polizei zeigte keinerlei Interesse, nach ihr zu suchen, weil kein ausreichender Verdacht vorlag. »Jeder ist hier in Schweden frei, zu gehen, wann und wohin er will«, erklärte der Beamte, als Berit versuchte, ihn zu motivieren, eine Fahndung nach ihr einzuleiten.

Giovanni war verzweifelt. Die Untätigkeit zerrte an seinen Nerven und er stritt sich oft mit Berit.

Um sich abzulenken, begann er im Internet über das ferne und für ihn mysteriöse Nepal zu recherchieren. Die GESINAS-Idee hatte ihn neugierig gemacht und nun wollte er mehr über die Hilfsprojekte wissen. Au-

ßerdem suchte er nach Informationen zur nepalesischen Kultur.

»Vielleicht«, so dachte er sich, »wenn ich erst mehr über die Kultur dieses Landes wüsste, würde ich Prithivis Verhalten und seine Reaktionen auch besser verstehen.«

Als Berit ihm auch noch berichtete, wie schlecht es Prithivi ging, weil die Vorwürfe seiner Familie, die ihn als Mörder und Schande der Familie bezeichnet, fast unerträglich für ihn wurden, beschloss Giovanni, etwas zu unternehmen. Er buchte kurz entschlossen einen Flug nach Nepal, um Prithivis Familie kennenzulernen und um dort vielleicht von Nutzen sein zu können.

Nepal

Die Reise von Stockholm nach Kathmandu dauerte fast fünfundzwanzig Stunden. Zunächst flog Giovanni nach Moskau. Von dort aus ging es nach einem vierstündigen Aufenthalt weiter nach Delhi, wo er weitere neun Stunden warten musste, bis er endlich in das Flugzeug zum Zielort steigen konnte.

Völlig erschöpft traf er direkt am Flughafen seinen Dolmetscher, Herrn Prajapati. Er hatte ihn sich vorher über das Internet gesucht und ihm den Auftrag, für ihn während der Reise zu übersetzen, erteilt.

Gemeinsam fuhren sie nach Pokhara. Er hatte beschlossen, die zweihundert Kilometer lange Strecke mit dem Bus zurückzulegen. Obwohl ihn der stets lächelnde Herr Prajapati darauf hingewiesen hatte, dass die Busfahrt mindestens acht Stunden dauern würde und sehr beschwerlich sein würde, freute er sich darauf, auf diese Weise einen ersten Eindruck von Nepal zu erhalten.

Nachdem der Bus die Vororte von Kathmandu verlassen hatte, ging es rasant über Serpentinaen etwa tausend Meter steil die Berge hinunter, danach wieder viele Stunden bergauf und dann wieder bergab. Ständig überholte der Busfahrer, selbst in unübersichtlichen Kurven, so dass Giovanni erleichtert war, als sie ein Tal erreichten. Von dort aus fuhren sie direkt an einem Fluss entlang bis Pokhara.

Im Gegensatz zum beschaulichen Stockholm oder auch zum lebhaften Florenz fuhren die Autos und Lastwagen hier sehr waghalsig und chaotisch. Am Ende der Fahrt war Giovanni erschöpft von der ständigen

Huperei und auch von der Aggressivität der Verkehrsteilnehmer.

Er war froh, als er aus dem Bus aussteigen konnte. Er atmete tief durch und äußerte sich dem zum Scherzen aufgelegten Herrn Prajapati gegenüber, wie froh er sei, diese halbsbrecherische Fahrt überlebt zu haben.

In den folgenden Tagen erinnerten ihn seine Rückenschmerzen noch an die Fahrt.

Im Hotel in Pokhara, das Herr Prajapati bereits gebucht hatte, konnte er sich endlich etwas entspannen. Es lag am Phewa-See. Von der Terrasse des Hotels hatte man einen herrlichen Blick auf das Wasser, in dem sich die majestätischen Gipfel des *Annapurna Himal*, eines Gebirgsmassivs des Himalayas, spiegelten.

Herr Prajapati wusste viel über die Berge zu erzählen und konnte auch deren Namen nennen. Giovanni war beeindruckt und fühlte so etwas wie Ehrfurcht vor der Erhabenheit des Gebirges, er lauschte den Geschichten über den *Dhaulagiri*, dem „weißen Berg“, den *Manaslu*, den „Berg der Seele“ und auch die *Annapurna*, den „Berg der Nahrung spendenden Göttin“.

Am nächsten Tag brachen sie zu Fuß auf, um die Familie von Prithivi zu besuchen. Ihr Haus lag nicht weit vom Hotel entfernt am südlichen Stadtrand von Pokhara. Sie begegneten zunächst Prithivis Mutter, einer kleinen, zierlich und gebrechlich aussehenden Frau.

»*Namaste*«, sagte sie und hob die Hände mit zusammengefalteten Handflächen vor ihrer Brust. »Kommen Sie in mein bescheidenes Haus!«

Auf Nachfrage von Herrn Prajapati begann sie leise zu sprechen. »Prithivi ist unser Erstgeborener. Wir haben noch drei weitere Kinder, zwei Töchter und einen

Sohn. Wir haben unsere ganze Energie auf unseren Erstgeborenen konzentriert und haben alle unsere Ersparnisse in seine Ausbildung investiert. Erst haben wir die Schulausbildung und später dann das Studium der Biotechnologie an der Universität finanziert.«

Sie sprach nicht ohne Stolz und Bewunderung für ihren Sohn, fügte dann aber hinzu: »Die anderen drei Kinder konnten keine höhere Schule besuchen, dafür reichte das Geld nicht mehr.«

Herr Prajapati übersetzte und Giovanni nickte ab und an.

»Prithivi war unsere Hoffnung auf ein besseres Leben. Jetzt ist alles verloren, weil er als Mörder im Gefängnis sitzt. Unser Sohn ist ein Mörder«, wiederholte Frau Suwal mit gequältem Gesichtsausdruck. »Er hat uns alle enttäuscht.«

»Frau Suwal, ich glaube nicht, dass ihr Sohn ein Mörder ist«, sagte Giovanni. »Ich glaube, dass Prithivi unschuldig im Gefängnis sitzt.«

»Warum ist er nicht in seiner Heimat geblieben? Was wollte er auch in Schweden?« fragte die niedergeschlagene Mutter, ohne so recht auf Giovanni's Worte einzugehen.

»Vielleicht, weil er zum Forscher berufen ist«, betonte Giovanni. »Er hat bisher viel Freude an seiner Arbeit gehabt.«

Frau Suwal nickte und fügte dann hinzu. »Obwohl wir den Jyapu angehören, einem bäuerlichen Volk, hat er das Stipendium bekommen.«

Giovanni erklärte, dass er glaube, Prithivi habe die richtige Entscheidung getroffen und wäre sicherlich ein guter und talentierter Stammzellforscher geworden. Er

erzählte ihr auch über Stockholm und von dem Forschungsinstitut. Ob sie ihn so richtig verstand, wusste er nicht genau, auch wenn sie mehrmals wohlwollend nickte.

Nach etwa drei Stunden betrat Prithivis Vater das Haus. Seine Frau zog sich zurück. Nach einer ausgiebigen Begrüßung schlug er vor, seinen Besuchern etwas von der Stadt und von der Umgebung zu zeigen. So gingen sie gemeinsam an den *Phewa*-See. Später zeigte er ihnen die Flüsse, die in Löcher stürzen. Das Schauspiel faszinierte Giovanni. Obwohl er begeistert von Pokhara war und sich dadurch wunderbar ablenken ließ, kam er irgendwann wieder auf Prithivi zu sprechen.

»Es bringt Unglück, wenn jemand aus einer niedrigen Kaste versucht, an die Spitze der Gesellschaft zu gelangen«, übersetzte Herr Prajapati die Ansicht von Herrn Suwal.

Darauf wusste Giovanni keine Antwort. Später im Hotel dachte er noch lange über das nepalesische Kastensystem nach. »Erschreckend«, dachte er, denn obwohl offiziell verboten, ist das Kastensystem in den Köpfen der Einwohner immer noch präsent. Obwohl er bisher nur Prithivis Eltern kennen gelernt hatte, begann er zu begreifen, dass Frauen in dieser Gesellschaft weniger geachtet wurden.

Von Nepal aus schrieb Giovanni regelmäßig E-Mails an Ulf. Er wollte erfahren, ob Anastasia wieder aufgetaucht war und bat Ulf, ihm etwas mehr über das Förderinstitut zu schreiben. Er wollte wissen, wer dahinter steckte und welcher Beschäftigung Anastasia zuvor in den USA nachgegangen war.

Ulf überraschte Giovanni mit seinem Engagement, ihm zu helfen und Informationen zu sammeln, indem er sich sofort mit seinem Freund aus Irland in Verbindung setzte. Außerdem verschaffte er sich Zugang zum Büro des Professors.

»Eine kleine relativ unbekannte Firma hat sehr viel Geld in dieses Institut investiert«, schrieb er zurück. »Was Anastasia in den USA zuvor gemacht hat, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Allerdings weiß ich inzwischen, dass sie zuletzt in San Diego gearbeitet hat.« Er war wohl an vertrauliche Unterlagen gekommen und schickte Fotos von Schriftstücken, mit denen Anastasia den Zugang zu den Sicherheitslaboren im Institut beantragt hatte.

»In San Diego habe ich noch Kontakt zu einem ehemaligen Mitstudenten. Ich werde ihn kontaktieren, vielleicht kann er uns helfen.«

Wein und Honig

Giovanni war nun schon fünf Tage in Nepal und besuchte regelmäßig Prithivis Familie. Er erfuhr viel über ihr Leben und über ihre wirtschaftliche Situation, die sehr angespannt war. Dennoch wollte die Familie kein Geld von Giovanni annehmen.

Prithivis Vater arbeitete als Hausmeister. Die Einrichtung, in der er arbeitete, konnte ihm nicht viel Lohn zahlen. Sie war auf Spenden angewiesen, um die traumatisierten Mädchen zu unterstützen, die dort ein Zuhause gefunden hatten.

»Wenn sie schon kein Geld von uns annehmen möchten, wie kann ich dafür sorgen, dass sie zusätzliches Geld verdienen? Ich habe doch sonst so gute Ideen«, fragte sich Giovanni. Er überlegte, wie er zusammen mit den Suwals zum Beispiel einen Handel betreiben könnte und suchte nach Produkten, die er in Nepal einkaufen und in Italien oder besser noch in ganz Europa verkaufen konnte. Vor allen Dingen hatte er Erfahrung mit der Vermarktung von Wein, von exzellentem Wein, er kam aus einer Weingegend. Aber hier, wuchsen hier Trauben, in diesen Höhen?

Giovannis Rücken hatte sich von den Strapazen der Busfahrt erholt. So unternahm er zusammen mit Herrn Prajapati eine Trekkingtour. Er war überrascht vom subtropischen Klima im Tal auf tausend Metern Höhe im Angesicht der höchsten Berge der Welt.

»Hier könnte man einen einzigartigen Wein anbauen«, sagte er scherzhaft zu Herrn Prajapati.

»Möglich, nur Nepalesen trinken keinen Wein«, sagte dieser. Er schüttelte dabei abwertend den Kopf und gleich danach lachte er wieder so freundlich wie immer.

»Gut, man muss den Wein hier nicht unbedingt trinken, sondern man könnte ihn exportieren und es wäre ganz egal, wie er schmeckt, es wäre ein besonderer und exklusiver Wein! Mit solch einem Wein könnte man viel Geld verdienen.«

Herr Prajapati zuckte nur mit den Schultern. Ihn überzeugten Giovanni's Argumente nicht. Seine Ideen waren ihm suspekt, trotzdem willigte er ein, mit ihm zu den örtlichen Kleinbauern zu gehen.

So machten sich Giovanni und Herr Prajapati am folgenden Tag auf den Weg, um mit den Kleinbauern zu sprechen. Er genoss die Unterhaltungen mit den Einheimischen, die sich oft über Stunden hinzogen. Er fragte sie, ob sie bereit wären, eine kleine Fläche ihrer Äcker mit Weinreben zu bepflanzen. Er bot ihnen an, die Reben kostenlos zur Verfügung zu stellen und erläuterte ihnen die Möglichkeit, ein kleines Einkommen daraus zu erzielen. Die Rückmeldungen waren überwiegend positiv, insbesondere als er zusicherte, dass er schon alleine für die Anpflanzung der Weinreben einen festen Geldbetrag im Jahr pro Weinrebe zahlen würde. Bei Anlieferung der Trauben nach der Ernte würde er ihnen noch einmal Geld pro Kilogramm Weintrauben zahlen.

Er sprach mit mehr als vierzig Kleinbauern. Dabei wurde ihm bewusst, für wie wenig Geld, sie bereit waren, ihm beim Anbau zu helfen.

Abends beim Einschlafen stellte er sich Weinreben voll behangen mit prallen Trauben vor. »Selbst wenn ich ihnen den doppelten oder sogar den dreifachen Preis

zähle, könnte ich einen sehr guten Verkaufspreis für unsere Kunden in Italien kalkulieren«, dachte er, bis er endlich einschlief.

Am Morgen war er immer noch benommen von seiner Vision und grübelte während des Tages, welche Rebsorten unter den klimatischen Bedingungen im Nepal gedeihen könnten und ausreichend widerstandsfähig und edel wären, um in den Höhen nicht nur zu wachsen, sondern auch noch Ertrag und Qualität zu liefern. Er dachte auch darüber nach, woher er die Reben beschaffen könnte.

Prithivis Vater lauschte interessiert seinen Ausführungen. Auch er war bereit, seine bescheidenen Anbauflächen zur Verfügung zu stellen. Darüber hinaus vereinbarte Giovanni mit ihm, unter den Kleinbauern eine führende Rolle zu übernehmen und den Kontakt nach Italien über ihn zu organisieren. Dafür würde er ihm ein Gehalt und einen Gewinnanteil auszahlen.

Giovanni war nun in seinem Element. Ihm war zwar klar, dass es etwas Zeit brauchen würde, bis der Weinanbau Geld einbringen könnte, aber er war sich auch sehr sicher, das Richtige zu tun. Mit Herrn Suwal nahm er Kontakt zu den Behörden auf, um die Formalitäten zu klären. Herr Prajapati unterstützte die beiden Geschäftsmänner tatkräftig.

Wenige Tage später hatte Giovanni eine weitere Idee. Beim Frühstück mit Blick auf die Bergmassive las er in einer Zeitschrift über den berühmten Felsenhonig aus Nepal. Dort stand geschrieben: *Die größten Bienen der Welt, die Riesenhonigbienen (Apis laboriosa) sammeln, in Felspalten und Bäumen nistend, einen besonderen Honig, der schwer zu ernten ist. Es ist eine riskante und abenteuerliche Honigernte,*

die zweimal im Jahr erfolgt. Nur sehr Mutige trauen sich mit Seilen vom Felsen heruntergelassen an die Bienennester heran. Die Honigwaben sind bis zu einem Meter lang und werden mit Stöcken und Seilen von der Felswand geholt.

Giovanni war beeindruckt von diesem Artikel. Dieses Produkt könnte Flavio mit in unser Verkaufsprogramm aufnehmen, schoss es ihm durch den Kopf. Er las weiter: *Der Geschmack ist einzigartig, eine wirkliche Delikatesse. In Nepal spricht man vom gelben Gold, in Indien sogar vom göttlichen Nektar.*

»Das ist genau das Richtige, der Honig ist etwas Besonderes. Die verwöhnten Europäer sind sicherlich bereit, viel dafür zu bezahlen. Bis das Weingeschäft läuft, ist der Honig bestimmt eine gute Einnahmequelle. Darüber muss ich mehr erfahren«, dachte er, »denn dieser Honig ist wie mein *Gallo Negro*, etwas Außergewöhnliches, das sich gut vermarkten lässt.«

Er staunte nicht schlecht, dass Herr Suwal in seinem Bekanntenkreis einige Freunde hatte, die zweimal im Jahr bei der Ernte des Honigs mithalfen. Ein Cousin verkaufte sogar den Honig. Herr Suwal hatte schon darüber nachgedacht, dies auch zu tun, hatte aber nicht die entsprechenden Kontakte. Zusammen mit dem Dolmetscher versuchten sie, in der Region rund um Pokhara weitere Menschen zu finden, die diesen Honig sammelten oder ihn verkauften. Schon bald wurden sie mit mehreren Händlern einig, die größere Mengen anboten. Giovanni bestellte jeweils eine größere Menge und Herr Suwal lagerte den Honig in seinem Haus ein. »Die Suwals könnten so ihr Einkommen verdreifachen«, kalkulierte Giovanni.

Die letzten Tage, die Giovanni in Nepal verbrachte, waren voller Abenteuer und Überraschungen. Es fiel ihm schwer, sich auf die Rückreise nach Schweden einzustellen. »Was hat sich dort wohl mittlerweile ereignet? Werde ich mit meinen Recherchen doch noch den wahren Mörder von Fabrizia finden?« fragte er sich mehrfach während des Rückfluges.

Ida

Am Flughafen in Stockholm empfing ihn Berit voller Neugier, einen ausführlichen Reisebericht zu hören und vor allem etwas über Prithivis Eltern zu erfahren.

Giovanni erzählte, wie es seinem italienischen Temperament entsprach, mit wilden Handbewegungen gestikulierend nicht nur von der Reise, sondern auch von seiner Vision vom Weinanbau und vom Felsenhonig.

Erschöpft legte er sich ins Bett und konnte, trotz der Zeitverschiebung, tief und fest schlafen. Er träumte wieder von seinen prallvoll behangenen Weinreben in den Bergen von Nepal.

Als er am Morgen erwachte, lag Stockholm im Nebel. Es war kalt und es sah aus, als würde es heute den ganzen Tag nicht hell werden. Nach dem Frühstück rief er Ulf an und verabredete sich mit ihm für den darauffolgenden Abend in einer Kneipe in der Innenstadt.

Ulf wartete schon, als Giovanni kam. Dieser überfiel ihn, noch bevor er sich setzte, mit den Worten: »Hallo Ulf, hat sich etwas Neues ereignet? Gibt es neue Erkenntnisse im Mordfall meiner Tochter?«

»Leider nein, Giovanni, es tut mir leid. Anastasia ist nach wie vor verschwunden«, sagte er ein wenig niedergeschlagen und blickte dabei in Giovannis enttäuschte Augen. »Es gibt keine weiteren Informationen über Anastasias Vergangenheit, weder im Hinblick auf das Förderinstitut noch darüber, wer möglicherweise hinter ihr die Fäden zieht.«

Giovanni winkte die Bedienung heran und bestellte sich ein Glas *Montepulciano*. »Nichts Neues! Es hat sich also nichts Neues während meiner Abwesenheit erge-

ben?« Kopfschüttelnd trank er einen großen Schluck vom Wein.

»Bah, nicht mal der Wein schmeckt mir heute. Das gibt es doch nicht, Ulf. Wir müssen härter an der Aufklärung arbeiten, sonst wird Prithivi noch ewig im Gefängnis hocken.«

»Ja, das stimmt, ich helfe dir dabei, aber heute ist es gut gewesen mit dem Jammern«, sagte Ulf. »Es ist wie in der Stammzellforschung. Täglich müssen wir Niederlagen einstecken. Meist funktionieren unsere Experimente überhaupt nicht oder nicht auf Anhieb. Wir müssen immer wieder nach neuen Lösungen Ausschau halten. So, und nun erzähl mir mal endlich, was du in Nepal erlebt hast.«

Giovanni war in seinen Gedanken noch bei Prithivi und so gar nicht zum Erzählen aufgelegt. »Sollte er wirklich nicht in der Lage sein, ihm zu helfen? Hatte er noch eine Chance, den Mörder von Fabrizia zu finden?« dachte er.

So desillusioniert wie Giovanni dasaß, machte Ulf einen Vorschlag, der Giovanni aufmuntern sollte.

»Mich interessiert Prithivis Heimat sehr. Ich beneide dich sogar, dass du eine solche Reise einfach so gemacht hast. Bestimmt hast du tolle Erlebnisse gehabt und wunderbare Eindrücke gewonnen. Aber es ist in Ordnung, wenn du heute keine Lust hast, darüber zu reden. Dann erzählst du mir ein anderes Mal, was du in Nepal erlebt hast. Lass uns in den Club gehen, in dem ich vor kurzem war. Dort spielt heute eine Band, von der ich gehört habe, dass sie sehr gut ist. Die haben vielleicht auch italienische Musik im Repertoire und gute Drinks

gibt es dort auch«, scherzte Ulf mit aufforderndem Blick.

Giovanni, der schon ewig nicht mehr in einem Club war, ließ sich spontan überreden, ja - er hatte heute sogar richtig Lust, sich zu amüsieren und sich von seinem Frust ablenken zu lassen.

Beim Betreten des Lokals staunte er, wie elegant dieses aufgemacht war. Die Stimmung war schon auf Hochtouren und die Bedienungen liefen mit Tablett gefüllt mit kunstvoll verzierten Cocktails durch die Menschenmenge. Ulf begann sofort mit einer Frau zu flirten.

Giovanni setzte sich an die Bar und bestellte einen *Campari Tocco Rosso*. Er ließ seine Blicke schweifen, wenig später entdeckte er eine Frau, die ihm sehr gefiel. Unvermittelt überkam ihn der unbändige Wunsch nach Nähe. Als die Band *Senza una Donna* spielte, sprang er auf und schwang mit der Musik mit, beim Refrain sang er lautstark und kraftvoll.

Er wurde mutiger und bewegte sich in Richtung der hübschen Frau. Einmal winkte er ihr sogar vorsichtig zu. Er ließ sich von der Musik treiben, klatschte, sang und tanzte ausgelassen, bis er sich irgendwann verschwitzt und leicht erschöpft wieder an die Bar stellte, um sich ein Glas Wasser zu bestellen.

Da die Bardame noch beschäftigt war, sah sich Giovanni um, genau hinter ihm stand die hübsche Lady und versuchte, sich ebenfalls etwas zum Trinken zu bestellen.

»Oh je, gar nicht leicht, hier an ein Getränk zu kommen«, sagte sie. »Ich könnte jetzt sofort eine Erfrischung gebrauchen.«

Giovanni nutzte die Gelegenheit: »Möchten Sie etwas trinken? Ich übernehme das gerne für Sie. Wollen mal sehen, ob ich uns nicht schnell etwas organisieren kann.«

Wie durch einen Zufall stand die Bardame plötzlich vor ihm und fragte, was er trinken möchte. Seine Angebetete rief ihm zu: »Eine Kirschschorle für mich bitte, aber ohne Eis!«

Sie stellten sich mit ihren Gläsern etwas abseits der Bar. »Vielen Dank für die Einladung, ich heiße Ida. Das ist ja ungewöhnlich, dass sich ein Mann in diesem Club ein Wasser bestellt«, sagte sie.

»Ach ja, ich brauchte zunächst mal etwas gegen den Durst. Darf ich Sie gleich noch zu einem Cocktail einladen?«

»Ja, aber nur, wenn Sie mir auch Ihren Namen verraten«, sagte sie und grinste dabei keck und so süß.

»Oh, entschuldigen Sie, natürlich, ich heiße Giovanni.«

»Giovanni - interessant. Sie sind nicht von hier, oder?«

»Das stimmt, ich bin Italiener. Ich komme aus Florenz.«

Eine Weile lang unterhielten sich die beiden nun sehr angeregt, bis Ida ihn plötzlich an die Hand fasste und wieder zur Tanzfläche zog.

»Kommen Sie Giovanni, wir genießen noch ein wenig die Musik, bei diesem Song kann ich einfach nicht ruhig stehen.«

So geriet auch Giovanni ins Flirten. Ida gefiel ihm sehr.

Weit nach zwei Uhr morgens erinnerte er sich daran, dass er ursprünglich mit Ulf gekommen war: »Liebe Ida,

ich werde jetzt meinen Freund suchen müssen, wir sind gemeinsam hierher gekommen und ich habe ihn schon lange nicht mehr gesehen«.

»Ja, selbstverständlich, es ist ja auch schon spät und ich muss mich auch mal wieder um meine Freundinnen kümmern.«

Unschlüssig stand er vor ihr. Am liebsten wäre er gar nicht mehr von ihrer Seite gewichen, dann fragte er aber doch noch: »Ida, ...darf ich dich wieder...sehen?« Sein Herz schlug ihm bis zum Hals vor Aufregung: »Gibst du mir deine Telefonnummer?«

»Ja, sehr gerne, ich möchte dich auch wiederssehen«, erwiderte sie mit einem leichten Grinsen im Gesicht. Sie gab ihm ihre Handynummer und dann verabschiedeten sie sich voneinander in beiderseitiger Hoffnung auf ein Wiedersehen.

Beim Eintragen seines neuen Kontakts in sein Handy registrierte Giovanni, dass Ulf ihm eine SMS geschickt hatte. *Ich hab dich im Club aus den Augen verloren und bin schon nach Hause gegangen, ich melde mich morgen bei dir.*

Wunderbare Liebe

Giovanni konnte es nicht erwarten, Ida endlich wiederzusehen.

Er musste oft an sie denken, erinnerte sich gerne an das Gespräch im Club und an ihr Lächeln.

Sie entsprach dem nordischen Typ, war recht groß und hellblond, und sie hatte ein lebhaftes Temperament, das Giovanni beeindruckte.

Den ganzen Morgen schon hatte er ständig auf die Uhr geschaut.

»Ob ich sie einfach während der Mittagszeit anrufen kann?« fragte er sich. Es war Donnerstag, Ida ging sicherlich ihrer Arbeit nach.

Giovanni fasste allen Mut zusammen und wählte ihre Nummer. Sie meldete sich sofort.

»Ich kann heute um vierzehn Uhr Feierabend machen«, sagte sie.

»Wo können wir uns treffen?« rutschte es Giovanni heraus.

Es entstand eine kleine Pause, in der beide tief durchatmeten, dann nannte Ida ihm ein Café in der Innenstadt.

Giovanni notierte sich die Adresse. Eine halbe Stunde vorher fuhr er los, er wollte auf gar keinen Fall zu spät kommen.

Als er sie dann sah, wurden ihm die Beine schwach, es kribbelte in seinem Körper, so aufgeregt war er.

»Hallo, Ida, wie schön..., nettes Café...«, stammelte er.

Sie lächelte ihn an, ging auf ihn zu, umarmte ihn und gab ihm einen Kuss auf die Wange.

»Wo wollen wir uns hinsetzen?« fragte er unsicher und blickte um sich.

Ida, die ebenso aufgereggt zu sein schien, lächelte einfach nur die ganze Zeit und zeigte dann mit dem Finger auf einen Tisch ganz in der Ecke am Fenster. »Dorthin?« fragte sie mit einem Augenaufschlag, der seine Knie noch weicher werden ließ. Dann zwinkerte sie ihm zu und als er ihr zunickte, setzten sie sich.

Die junge Kellnerin brachte die Karte und so konnten die beiden zunächst Getränke auswählen und sich dadurch etwas beruhigen. Sie berieten sich hinsichtlich der Frage, ob es Kuchen oder Eis sein sollte, was sehr belustigend für Ida war, denn sie hatte den Eindruck, Giovanni wolle die ganze Kuchentheke probieren.

Da in dem Café auch Herzhaftes angeboten wurde und Ida nicht zu Mittag gegessen hatte, bestellte sie sich zunächst ein Hot Dog, danach ein Stück Erdbeerkuchen und einen Latte Macchiato.

Auch Giovanni ließ es sich gut gehen. Er bestellte für sich ein Stück Käsekuchen und anschließend noch ein Stück Obstkuchen mit Sahne, dazu einen Cappuccino. Das Café hatte eine ausgezeichnete Konditorei. Während sie ihre Speisen genossen, unterhielten sich die beiden sehr angeregt und bemerkten gar nicht, was um sie herum passierte.

Nach eineinhalb Stunden fragte Giovanni: »Hast du Lust, noch ein wenig spazieren zu gehen, Ida?«

»Ja, ich bin zwar schon etwas müde von der Arbeit, denn ich fange morgens schon um 7:00 Uhr an. Die frische Luft jedoch wird mir wohl gut tun. Komm, wir gehen in den Stadtpark.«

Giovanni bezahlte und sie zogen ihre Jacken an und gingen hinaus. Der Park gefiel Giovanni sehr gut, sie redeten und flirteten die ganze Zeit, bis Giovanni Ida an die Hand nahm, was sich so wunderschön anfühlte. An einer Bank blieben sie intuitiv stehen und Ida sagte: »Wollen wir uns setzen und noch ein wenig die Abendsonne genießen?«

Sie sagte das so zärtlich, ihre Hand fühlte sich so gut an und Giovanni konnte und wollte nicht mehr warten. Er nahm ihren Kopf ganz zärtlich in seine Hände und führte seine Lippen an die ihren. Ida erwiderte den Kuss. Bald schon wurden aus dem ersten Kuss viele leidenschaftliche Küsse.

»Komm mit in meine Wohnung, Giovanni«, flüsterte sie in sein Ohr und fügte hinzu. »Hier wird es mir einfach zu kalt.«

Während der kurzen Fahrt zu ihr konnten sie gar nicht voneinander lassen. Immer wieder ergriff er ihre Hand, drückte sie, küsste sie, und kaum, dass das Türschloss hinter den beiden zugefallen war, fingen sie an, sich gegenseitig die Kleider auszuziehen.

Giovanni war sehr vorsichtig. Langsam und sehr zärtlich streifte er die Haut zwischen ihren Brüsten, sie zitterte vor Erregung und zog ihn in ihr Schlafzimmer, wo sie sich voller Verlangen liebten. Später schliefen sie erschöpft ein, erwachten in dieser Nacht jedoch beide mehrmals und schmiegen sich aneinander.

Beim Frühstück wirkte Ida fast schüchtern. »Weißt du, Giovanni, ich habe so etwas noch nie gemacht. Wir kennen uns noch gar nicht lange. Ich kann mir gar nicht erklären, wie das alles so schnell passieren konnte, aber es war wunderbar mit dir und ich bereue es nicht.«

»Ja, es war wunderbar, Ida, auch für mich. Jetzt muss ich allerdings gehen, ich melde mich wieder, das verspreche ich dir.«

Als Giovanni die Wohnung betrat, sah er sofort in seinem Computer nach neuen E-Mails. Flavio hatte geschrieben: »Mit der anstehenden Steuerprüfung fühle ich mich überfordert. Es wäre schön, wenn du kommen könntest und mir hilfst.«

Daraufhin entschloss er sich, ohne Ida vorher noch einmal zu sehen, nach Florenz zu fliegen, was ihm sehr schwer fiel.

Mittlerweile war dort auch die erste Lieferung Honig angekommen. Flavio wollte den Weinkunden möglichst schnell die Honigsorten anbieten. Zusammen erarbeiteten sie Informationsblättchen, die sie als PDF-Dokumente per E-Mail verschickten und schon bald darauf trafen die ersten Honigbestellungen ein.

Giovanni verbrachte, wie früher so oft, einige arbeitsintensive Tage zusammen mit seinem Sohn Flavio. Sie verstanden sich wieder besser. Trotzdem konnte er die angespannte Situation im Haus kaum ertragen. Er fühlte sich extrem unwohl und spürte, dass hier nicht mehr sein Zuhause war. Nachdem die Steuerprüfung abgeschlossen war, entschloss er sich, Marina in Bologna zu besuchen. In der ganzen Zeit hatten sie nur sporadisch Kontakt gehabt.

Giovanni erschrak, als er sie wiedersah. Marina war abgemagert, sah schlecht aus. Mit fettigen Haaren und dunklen Augenringen öffnete sie ihm die Tür. Gut ein halbes Jahr nach Fabrizias Tod hatte sie ihren persönlichen Tiefpunkt erreicht. Offenbar ging sie selten aus

dem Haus und verbrachte immer weniger Zeit mit anderen Menschen. An ihrem Arbeitsplatz hatte sie sich oft krank gemeldet. Immer häufiger ließ sie sich wegen starker Depressionen von ihrem Arzt krankschreiben, manchmal gleich für mehrere Wochen.

Hatte er doch zunächst erwartet, sich in Bologna wohl zu fühlen, so wurde er nun enttäuscht. Mit Marina konnte er kaum reden. Sie ließ sich für nichts begeistern, wollte weder mit ihm in ein schönes Restaurant essen gehen, noch einen guten Wein mit ihm trinken. Auch hatten sie schon seit einem halben Jahr nicht mehr miteinander geschlafen. Er machte sich Sorgen um sie, so kannte er sie gar nicht.

Giovanni erzählte ihr von seinen Erlebnissen im Nepal, von seiner Trekkingtour, der wunderschönen Natur, von Prithivis Familie und vom Felsenhonig.

»Am Honig verdienen die Suwals, weil sie den Honig für mich einkaufen, lagern und verschicken. Und hier in Italien verdienen wir beim Verkauf an unsere Händler und Endkunden gutes Geld. Ich denke darüber nach, das Geld nicht für mich zu behalten, sondern an eine Hilfsorganisation in Nepal zu geben, die sich für in Not geratene Mädchen einsetzt. Prithivis Vater hat mir einiges darüber erzählt.«

Marina schaute ihn nun aufmerksam an. »Erzähl mir etwas darüber«, bat sie.

»In dem Mädchenhaus, in dem Herr Suwal als Hausmeister arbeitet, setzt sich eine Hilfsorganisation für Mädchen ein, die von Menschenhändlern verkauft wurden. Einige von ihnen wurden zuvor als Arbeitssklavinnen gehalten, einige von ihnen wurden missbraucht.«

Marina war nun ganz Ohr. »Was für ein schreckliches Schicksal für diese Mädchen«, sagte sie leise.

»Herr Suwal hat mir erzählt, dass ein Mädchen, das als Prostituierte arbeiten musste, eine breite Narbe in ihrem Gesicht hat, die ihr von einem Freier durch einen Schlag mit einem Knüppel zugefügt wurde.«

»Oh Giovanni, das ist schockierend. Da muss man doch etwas unternehmen können. Ich würde diesen Mädchen gerne helfen.«

Giovanni war sich nun ganz sicher, dass er das Geld spenden wollte und Marina konnte ihm sicher dabei helfen, dass es richtig verwendet werden würde. »Ja, das ist bestimmt möglich. Wir können ja gemeinsam nach Nepal fliegen und dort versuchen, einige Mädchen zu treffen und zu fragen, wie wir sie unterstützen können«, meinte Giovanni. »Außerdem kannst du Prithivis Familie kennenlernen und dieses wundervolle Land. Es bekommt dir sicherlich auch gut, aus Bologna rauszukommen. Du könntest auch in den Projekten helfen.«

»Der Flug ist mir zu teuer, das Geld habe ich nicht dafür!« entgegnete sie enttäuscht.

»Den Flug bezahle ich dir«, sagte Giovanni ganz spontan. Er freute sich, dass Marina nun lächelte und dass er mit ihr über seine Pläne sprechen konnte.

»Was? Ja, dann würde ich so eine Reise gerne mit dir machen.«

Marinas Geheimnis

Giovanni konnte es nun einfach nicht mehr erwarten, Ida wieder in seine Arme zu schließen. Sie fehlte ihm an jedem Tag. So blieb er nur drei Tage bei Marina und reiste dann direkt von Bologna nach Stockholm.

Ida war auch verrückt nach ihm. Sie strotzte vor Lebensenergie, war verliebt, wollte ständig tanzen, Konzerte besuchen, Schwimmen oder ins Kino gehen. Es war fast ein bisschen so, als wollte sie die Zeit, die Giovanni weg war, nun mit ihm nachholen. Sie, die Schwedin, hatte enorm viel Energie. Giovanni, der Italiener, hingegen fühlte sich gelegentlich überfordert, aber er war glücklich.

Nur, dass er Prithivi nicht helfen konnte, drückte zeitweise seine Stimmung. Ida hatte kein Verständnis für das Engagement, das Giovanni für Prithivi aufbrachte. Es gab sogar deswegen gelegentlich Spannungen zwischen den beiden.

»Wieso engagierst du dich so für den Nepalesen?« fragte sie einmal, als er mit hochrotem Kopf eine E-Mail an Ulf schrieb und während des Schreibens wild gestikulierte.

»Es ist vielleicht schwer zu verstehen, aber ich fühle mich für Prithivi verantwortlich«, erwiderte Giovanni.

»Wieso du dich für den verurteilten Mörder deiner Tochter einsetzt, verstehe ich nicht«, sagte Ida. Sie wollte, dass er schnell die E-Mail schrieb, damit sie dann endlich zu der Party gehen konnten, auf die sie sich schon sehr freute.

Giovanni hätte sich gerne wieder mit Ulf getroffen, aber er fügte sich, denn mit Ida hatte er so viel Spaß und

er war so verliebt. Nur bedauerte er, dass sie so wenig Verständnis für die Dinge hatte, die ihm wichtig waren.

Marina wollte nicht von Stockholm aus nach Nepal reisen. »An den Ort reisen, an dem meine Tochter ermordet wurde, das will ich nicht«, sagte sie zu Giovanni, als sie miteinander telefonierten und sie ließ sich auch nicht umstimmen.

Daher flogen sie im darauffolgenden Monat gemeinsam von Italien aus nach Nepal. Marina saß in sich versunken neben Giovanni im Flugzeug. Sie wirkte verloren, fast konnte man glauben, sie bereute bereits, die Reise angetreten zu haben.

Dieses Mal hatte Giovanni direkt einen Anschlussflug nach Pokhara gebucht. Er wollte Marina die abenteuerliche Strecke mit dem Bus nicht zumuten und auch Giovanni erinnerte sich noch sehr gut an seinen schmerzenden Rücken.

Am ersten Tag vor Ort ruhte Marina sich im Hotel aus. Am Folgetag besuchten sie erst am späten Nachmittag gemeinsam mit Herrn Prajapati die Familie Suwal, da es Marina am Morgen nicht gut ging.

Leise, mit Tränen in den Augen, und sichtlich nervös begrüßte Frau Suwal Marina: »Wir entschuldigen uns dafür, dass unser Sohn ihre Tochter ermordet hat. Wir schämen uns dafür. Wir wissen nicht, wie wir das wieder gut machen können«, sagte sie.

»Nicht doch, Frau Suwal«, sagte Marina schockiert und ergänzte wenig später unter Tränen. »Heute bin ich gar nicht mehr so sicher, dass ihr Sohn der Mörder meiner Tochter ist. Ich bin zu Ihnen gekommen, weil mich interessiert, wie Sie leben, wie Ihre Kinder aufwachsen und wie Ihr Sohn Prithivi als kleiner Junge war.«

Frau Suwal freute sich sehr, dass Marina sich für sie und ihre Familie interessierte und erzählte auf ihre bescheidene Art vom Leben mit den Kindern im Nepal. Es gab Tee und dazu Gebäck, das aussah wie Keks, aber nur leicht süß war. Nach knapp zwei Stunden verabschiedeten sie sich und versprachen, wiederzukommen.

Auf dem Weg ins Hotel wandte Marina sich an Giovanni: »Was für sympathische Menschen die Suwals doch sind. Sie leben in derart ärmlichen Verhältnissen und scheinen doch zufrieden zu sein. Durch das Geld, das sie mit dem Felsenhonig verdienen können, hätten sie erheblich mehr Möglichkeiten und auch Prithivis Geschwister hätten eine Chance auf eine bessere Zukunft. Merkwürdig ist nur, dass sie nicht ausschließen, dass ihr Sohn ein Mörder ist. Giovanni, du hast etwas wirklich Gutes für die Suwals getan.«

Marina besuchte in den folgenden Tagen noch einige Male die Familie Suwal. Eindringlich versuchte sie, den Familienmitgliedern zu erklären, dass sie inzwischen auch von Prithivis Unschuld überzeugt war und dass der Mörder ihrer Tochter noch immer frei herumlief.

»Er braucht die moralische Unterstützung seiner Familie, damit er die Zeit im Gefängnis gut übersteht.«

Gemeinsam schrieben sie Prithivi einen Brief, in dem sich Marina für ihren ersten Brief nachdrücklich entschuldigte. Außerdem schrieb sie, wie gut sie sich mit seiner Familie verstand. Sie hob hervor, dass sie sich mit Prithivis Vater über seine Arbeit im Mädchenhaus unterhalten hatte und dass sie es bald mit ihm besuchen würde.

Alle gemeinsam, Marina, Prithivis Eltern, seine Geschwister, Giovanni und sogar Herr Prajapati unterzeichneten persönlich den handgeschriebenen Brief.

»Darüber wird mein Prithivi sich sehr freuen«, sagte seine Mutter gerührt.

Marina und Herr Suwal verstanden sich auf Anhieb. Zusammen mit Herrn Prajapati begleitete sie ihn zwei Tage später ins Mädchenhaus. Sie trat schüchtern durch die große Eingangstür. Die Einfachheit der Einrichtung machte sie sprachlos. Sie wurden von der Leiterin des Heimes herzlich empfangen. Fast zwei Stunden lang blieben sie im Büro und Marina ließ sich etwas über einzelne Schicksale berichten. Dann stellte sie noch viele Fragen, unter anderem über den Mädchenhandel in der Region. Die Kamalari-Mädchen waren in eine Art moderne Sklaverei geraten, eine Hilfsorganisation hatte sie dann in das Mädchenhaus gebracht. Marina erfuhr, dass einige Mädchen schon in sehr jungen Jahren zur Prostitution gezwungen worden waren.

Je mehr Marina erfuhr, desto stiller wurde sie. Sie war noch nicht so weit, einige der Mädchen persönlich zu treffen, deshalb fuhren sie zurück ins Hotel. Giovanni fragte auch nicht weiter nach.

In den folgenden Tagen wirkte Marina außerordentlich nachdenklich. Auf einer Tour durch das Tal sagte sie unvermittelt: »Giovanni, ich möchte nun die Mädchen treffen. Kannst du bitte Herrn Prajapati anrufen? Herr Suwal möchte bitte die Leiterin kontaktieren.«

Am Nachmittag trat sie wieder durch die schwere Tür. Mit Hilfe von Herrn Prajapati erhielt Marina die Möglichkeit, mit drei der Mädchen zu sprechen. Sie fragte nach ihren Erlebnissen. Zunächst jedoch erhielt

sie keine Antwort, die Mädchen waren unsicher und auch sehr verschüchtert. Nach einiger Zeit wagte es eines der Mädchen mit Marina zu sprechen. »Wie sollen Sie als Europäerin unsere Situation verstehen? Wie wollen Sie unsere Gefühle nachvollziehen?«

Herr Prajapati übersetzte vorsichtig. Da holte Marina Luft und sagte: »Bitte Herr Prajapati, übersetzen Sie alles, was ich sage, alles.« Und zu dem mutigen Mädchen gewandt, erklärte sie: »Ja, ich bin Europäerin, ich lebe auch anders als ihr hier. Daran kann ich nichts ändern. Aber Gefühle sind nicht an Länder gebunden. Wenn ich euch etwas von mir erzähle, verrätet ihr mir auch etwas von euch?«

Das Mädchen nickte.

»Gut. Mein Name ist Marina, ich arbeite an der Universität in Bologna, ich habe eine Wohnung und gehe am Wochenende mit meinen Freundinnen aus. Zumindest habe ich das, bis vor wenigen Monaten, getan. Anfang dieses Jahres ist etwas Einschneidendes in meinem Leben passiert. Meine Tochter wurde weit von ihrer Heimat entfernt tot aufgefunden. Das Liebste, was ich je hatte, ist mir genommen worden.« Sie machte eine kurze Pause, um Zeit für die Übersetzung zu lassen.

»Meine Tochter hat ihren Vater nie kennengelernt, weil ich nicht wollte, dass er Teil meines Lebens wird, denn... als ich noch im Kindergarten war, musste ich jeden Tag zu meinem Stiefvater. Ich musste mich ausziehen und er hat Dinge mit mir gemacht, über die ich mit niemandem sprechen durfte, nicht einmal mit meiner Mutter.«

Marina machte wieder eine Pause. Dies war das erste Mal, dass sie über ihre Kindheit gesprochen hatte, aus-

gerechnet hier, am anderen Ende der Welt. »Ich war so allein. Niemand hat mir geholfen. Ich habe mich so schuldig und schlecht gefühlt.«

Marina fing an zu schluchzen. Langsam näherten sich die Mädchen und als sie verstanden hatten, was Marina ihnen da gerade erzählt hatte, schauten sie sie traurig an.

Marina blieb bis zum späten Abend und hörte sich aufmerksam die Erzählungen der Mädchenschicksale an. Sie war traurig, fühlte sich aber auch seltsam befreit. Es tat ihr gut, zuzuhören und sie fasste den Entschluss, länger in Nepal zu bleiben. »Hier wird meine Hilfe gebraucht«, sagte sie sich.

Die schrecklichen Geschichten ließen sie nicht mehr los. Sie grübelte, was sie verändern und wie sie helfen könnte.

Am nächsten Tag traf sie Lalita, das Mädchen mit der Narbe, von der ihr Giovanni zuvor erzählt hatte. Mit großen traurigen Augen schaute sie Marina an. Lalita war sehr verschlossen und sprach kaum.

Als Marina am Nachmittag die Heimleiterin traf, sagte diese: »Lalita wurde seit ihrem neunten Lebensjahr zur Prostitution gezwungen. Als sie ins Heim kam, war sie völlig verstört und in sich gekehrt, als wäre ihre Seele gebrochen. Sie wird Ihnen nicht viel erzählen, schon gar nicht, solange Herr Prajapati, ein Mann also, dabei ist. Wenn Sie dazu bereit sind, gehen Sie direkt dorthin, wo sich heute arme Mädchen als Prostituierte anbieten.«

So ging Marina zusammen mit Herrn Prajapati, Herrn Suwal und Giovanni in das stadtbekannteste Viertel. In den engen Gassen herrschte eine bedrückende und leicht bedrohliche Stimmung. Männer wie Frauen beäugten sie skeptisch.

Herr Prajapati und Herr Suwal sprachen mehrere Mädchen an, die sie für Prostituierte hielten. Keine wollte mit ihnen sprechen. Aufgrund ihrer Blicke lag die Vermutung nahe, dass sie sich nicht vor Marina und Giovanni äußern wollten. Erst als Herr Prajapati ihnen etwas Geld anbot, willigte eines der Mädchen ein. Sie zeigte mit dem Finger in eine enge Gasse.

»Ich zeige den Raum, in dem wir uns den Freiern hingeben«, sagte sie.

Marina war angeekelt von der Vorstellung, was sich hier wohl täglich abspielte, gab sich aber große Mühe, dies dem Mädchen in dieser Form nicht zu zeigen.

»Hier hat sich das kleine Mädchen also prostituieren müssen«, sinnierte sie ungläubig, dabei spürte sie, wie sich in ihrem Magen etwas zu einem Kloß zusammenzog. Wut und Zorn wechselten sich mit Machtlosigkeit und Resignation ab.

Als sie wieder auf die Straße zurückgekehrt waren, betrachtete sie das Mädchen genauer. Was für zierliche Hände sie hatte. Was sie wohl damit jeden Tag machen muss?« Die hilfeschendenden Augen des Mädchens fixierten sie starr. »Was sie wohl täglich sehen muss?« fragte sie sich. Mit einem Mal bekam sie einen Würgereiz. Sie konnte nicht mehr denken.

Ihr Blick wanderte vom Kopf den zierlichen Körper herunter. Sie sah die schmalen Hüften der Kleinen. »Sie muss doch Schmerzen haben, wenn die Männer brutal in sie eindringen«, dachte Marina voller Mitgefühl. Sie hatte von der Heimleiterin erfahren, dass viele Freier in dieser Gegend ihre Aggressionen an den schwachen Mädchen auslassen.

»Was für Männer tun das?« fragte sich Marina. Verzweifelt fügte sie hinzu: »Und das vielerorts auf dieser Welt.«

Lange brauchte sie auf die Antwort nicht zu warten. Ein kräftiger Mann, der ihr Großvater hätte sein können, ging auf die Kleine zu, musterte sie und forderte sie durch eine Kopfbewegung auf, mit ihm zu kommen.

Sie sprachen ein paar Worte miteinander und dann verschwanden die beiden durch die enge Gasse. Nach gut zehn Minuten waren sie wieder zurück. Das Mädchen zog noch ihr Kleid zurecht.

Marina rief Herrn Prajapati zu: »Sprechen Sie den Mann bitte für mich an.«

Der Mann weigerte sich zunächst, er wollte nur schnell verschwinden.

»Ich gebe Ihnen Geld wenn Sie mir einige Fragen beantworten«, rief ihm Marina rasch nach und Herr Prajapati übersetzte schnell.

Die Antworten, die sie hörte, veränderten Marinas Gedanken. Sie brauchte lange, um diese zu verarbeiten. An den folgenden Tagen beschäftigte sie sich intensiv mit Sexualität und Gewalt. Sie versuchte, Triebe und Wünsche, Egoismus, Geld und Machtspiele zu verstehen. Sie hatte dieses Thema so lange verdrängt, auch für sich selbst.

In Giovanni fand sie den idealen Gesprächspartner zu diesem Thema. Er erklärte ihr nüchtern seine männliche Sichtweise. So lernte sie eine Menge über die männliche Sexualität, über Aggressionen und Gewalt. Sie konnte diese Sichtweise weder nachvollziehen noch akzeptieren.

»Ich möchte so gerne helfen! Was kann ich nur tun?« fragte sie eines Abends völlig frustriert und unter Tränen: »Diese Mädchen haben doch so keine Zukunft. Sie sind doch schon seelisch und körperlich ruiniert, bevor sie erwachsen werden. Die Männer nehmen kaum Rücksicht auf die ausgemergelten Geschöpfe. Hinzu kommt noch, dass die meisten Freier ungeschützten Geschlechtsverkehr wollen. Sie machen sich keine Gedanken über Geschlechtskrankheiten oder gar HIV. Was kann ich nur tun?«

»Vielleicht kannst du zunächst die Strukturen, Mechanismen, Zusammenhänge sowie kulturellen Einflüsse einer genauen Analyse unterziehen. Anschließend kannst du ja ein Konzept ausformulieren, um die Mädchen nachhaltig zu unterstützen«, sagte Giovanni nüchtern in der Art eines Geschäftsmannes.

Sie diskutierten noch lange über menschliches, insbesondere männliches Verhalten und über Fragen wie *Was ist natürlich? Was erklärt die Biologie des Menschen? Was erklärt Stress, Frustration, Wut, Aggressionen? Führt Unterdrückung automatisch zu dem Wunsch, selbst zu unterdrücken? Wie kann man dieses Verhalten stoppen? Wo muss man, wo kann man etwas verändern?*

Giovanni war ihr Gesprächspartner und gleichzeitig ihr Seelentröster. Ihm selbst war gar nicht bewusst, welche Bedeutung diese Gespräche für Marina hatten.

Auf der anderen Seite führten seine nüchterne Art und seine Tendenz, alles wirtschaftlich zu betrachten, häufiger zu Spannungen zwischen den beiden. Marina hätte sich gewünscht, dass er sich mehr den Problemen der Mädchen widmen und weniger über das Geldver-

dienen sprechen würde. Für sie war Geld ein Mittel, Macht auszuüben.

»Mit dem Geld werden die Seelen der Mädchen gekauft«, sagt sie zu ihm in vorwurfsvollem Ton.

FABRIZIAS und der Wein der Berge

Marina stürzte sich sofort in die Arbeit. Sie verbrachte nun täglich Zeit im Mädchenhaus und hatte sich mit den Bewohnerinnen schon etwas angefreundet. Einige Mädchen unterstützte sie mit ihrem Ersparten. Es mangelte an Kleidung, Pflegemitteln, Küchenbedarf, Büchern und an Gegenständen für die Hauseinrichtung.

Die Gedanken an Fabrizia waren immer noch präsent, belasteten sie jedoch durch die Ablenkung und durch den Spaß an der Arbeit nicht mehr so stark wie zuvor.

Auch Giovanni half ihr bei vielen Dingen. Er war verlässlich und in Gesprächen war er ihr eine enorme Stütze. Allein, ohne ihn, hätte sie wohl nicht die Kraft für ihr Tun gehabt. An dem Tag, an dem er abreisen musste, wurde ihr bewusst, wie sehr sie ihn vermisste.

»Du bist so ein guter Mensch, Giovanni«, sagte sie zu ihm. Sie fühlte in letzter Zeit oft eine derartige Verbundenheit mit ihm, wie sie sie nie zuvor gekannt hatte. Er hatte ihr bei den Kontakten mit den Behörden geholfen und er hatte ihr auch finanziell unter die Arme gegriffen. Das Geld war jedoch schon sehr bald aufgebraucht.

Viel zu schnell kam sie in die Situation, in der sie sich Gedanken machen musste, wie es zunächst einmal mit ihren eigenen finanziellen Mitteln weitergehen konnte. Außerdem überlegte sie ständig, wie sie die Mädchen weiterhin unterstützen konnte. Sie brauchte Hilfe. Allein würde sie es nicht schaffen.

Giovanni hatte ihr immer wieder zu bedenken gegeben, in die Zukunft zu planen. »Die Mädchen brauchen Alternativen«, hatte er in seiner nüchternen Art gesagt.

»Ohne Alternativen und nachhaltige Perspektiven kannst du zwar viel kritisieren und lamentieren, du wirst aber nichts verändern. Du musst dich schon dem System des Wirtschaftens und der Wertschöpfung öffnen, wenn du wirklich etwas erreichen willst.

Marina war ratlos, denn es fielen ihr keine Alternativen für die Mädchen ein, daher ignorierte sie Giovanni's Worte zunächst. Giovanni hatte ihr vorgeworfen, sie würde kritisieren und viele Fragen stellen ohne selbst nach Antworten zu suchen. Sie sollte vielmehr Konzepte erarbeiten, um damit wirkungsvoll und nachhaltig den Mädchen zu helfen.

Diesem Thema war sie bislang ausgewichen. Entmutigt kehrte sie mit dem Gefühl, zwar etwas bewegt zu haben, aber eben nicht genug, nach Europa zurück.

Giovanni hatte ihr empfohlen, eine Stiftung zu gründen und dann Spenden zu sammeln. Das Geld könne beispielsweise für die Aufklärung und für ein neues Mädchenhaus verwendet werden. Nun, nach ihrem Scheitern dachte sie zum ersten Mal ernsthaft über Giovanni's Angebot nach: »Flavio und ich werden der Stiftung das Geld, das wir mit dem Verkauf des Felsenhonigs in Italien verdienen, spenden.«

Nach ihrer Rückkehr in Bologna ließ sich Marina in der Bibliothek für ein halbes Jahr beurlauben. Sie gründete mit Hilfe von Giovanni eine Stiftung, die sie im Gedenken an ihre Tochter FABRIZIAS nannte.

Unmittelbar nachdem die Formalitäten geregelt waren, sammelte sie Geld. An der Universität in Bologna hängte sie Informationen aus und stellte in der Innenstadt vor einer Apotheke, mit deren Besitzer sie befreundet war, einen Informationsstand auf, um Passan-

ten auf die Stiftung aufmerksam zu machen und Spenden einzuwerben. Auch hierbei unterstützte Giovanni sie, wenn er in Italien war. Insbesondere organisierte er gemeinsam mit ihr eine Aktion, bei der sie für Journalisten kleine Artikel schrieben.

Marina war von der Vorstellung, die Stiftung FABRIZIAS könnte vielen Mädchen in Nepal helfen, wie elektrisiert. Die ersten kleineren und auch zwei größere Geldbeträge waren schon eingegangen. Flavio und Giovanni spendeten, wie versprochen, den gesamten Gewinn aus dem Handel mit dem Felsenhonig.

Marina tat die neue Aufgabe sehr gut, sie blühte regelrecht auf. Sie erkannte, dass der Honighandel, den Giovanni mit recht geringem Aufwand aufgebaut hatte, weit mehr Geld für die Stiftung einbrachte, als all ihre Spendenaufrufe und der tägliche Aufwand, am Stand in der Innenstadt zu stehen. Wie sie das Geld nun genau verwenden sollte, wusste sie noch nicht.

Giovanni arbeitete an seiner Vision, in Nepal, im Anapurna-Massiv und auf über dreitausend Metern Höhe Weinreben von den dortigen Bauern anpflanzen zu lassen, Wein zu keltern und zu vermarkten.

»Wir hätten dann einen weltweit einmaligen und unverwechselbaren Wein«, sagte er. »Ob wir in über dreitausend Meter Höhe Weinreben kultivieren können, an denen dann noch gute Trauben reifen, ist fraglich, aber genau das möchte ich herausfinden.«

»Willst du etwa die liebenswürdigen Nepalesen zu Weintrinkern und vielleicht sogar zu Alkoholikern machen?« fragte Marina mit einem leicht vorwurfsvollen Unterton.

»Nein, auf gar keinen Fall. Der Plan sieht vor, den Wein ausschließlich in exklusiven kleinen Flaschen abgefüllt zu exportieren.«

»Wird in den Alpen Wein angebaut?« hinterfragte Marina neugierig.

Er sah sie erstaunt an. »Stimmt, daran habe ich noch nicht gedacht.«

Die Frage ließ ihn nicht wieder los und noch am gleichen Tag rief er Freunde an, von denen er wusste, dass sie Kontakte zu Winzern im nördlichen Italien und im Kanton Wallis in der Schweiz unterhielten.

»In der Schweiz reifen die Trauben auf einer Höhe von eintausendeinhundertfünfzig Metern. Das ist einzigartig in Europa. Der Winzer wirbt genau mit dieser Einzigartigkeit für seine Weine. Auch in Italien gibt es Hochlagen, an denen Wein angebaut wird. Dort werden über fünfzig Rebsorten angepflanzt. Wir sollten uns einige Sorten besorgen und versuchen, diese in Nepal anzupflanzen. An der Grenze zu Frankreich, nahe dem Mont Blanc, in Morlex, wird eine wurzelechte Sorte angebaut, der Prie Blanc. Es sollte doch nicht so schwer sein, einige Reben davon zu kommen.«

»Was bedeutet „wurzelecht“?« fragte Marina.

»Diese Reben werden nicht veredelt, sie können so gepflanzt werden, wie sie auf natürliche Weise aus dem Kern gezogen wurden. Zuerst müssen wir einen geeigneten, hochgelegenen Ort finden, an dem wir testen können, ob die Trauben dort auch tatsächlich reifen«, erläuterte Giovanni.

Vergebung

Nach langer Zeit besuchte Giovanni wieder seine Familie in Florenz. Mit Flavio verstand er sich immer besser. Sein Sohn freute sich sehr über die zusätzlichen Einnahmen, die durch den Verkauf des Felsenhonigs in die Kasse kamen und befürwortete, dass der Gewinn zu Gunsten einer Stiftung gespendet wird, die den Namen seiner verstorbenen Halbschwester trug.

Auch sprach er jetzt unbefangener mit Giovanni über die Verhältnisse im Haus und fragte ihn, was er für ihn tun könne. Giovanni war sehr berührt darüber, dass sein Sohn sich so für ihn engagierte und bat ihn daher ganz spontan um einen Gefallen:

»Bitte schau nicht nur zu, wenn Chiara auf mir herumtrampelt. Ich kann meine Vergangenheit nicht rückgängig machen und ich stehe heute auch dazu. Was habe ich Chiara getan, dass sie so grausam zu mir ist?«

»Weißt du Papa, früher war die Familie wie eine Burg«, sagte Flavio nachdenklich. »Du hast uns gut versorgt, die Geschäfte gut geführt und uns ein schönes Haus geschenkt. Mama hat uns ein wunderbares Leben ermöglicht und mit ihrer Liebe für das Detail und ihrem guten Geschmack unser Heim so einladend und gemütlich gestaltet. Du hast mich zu deinem Nachfolger in der Firma gemacht und deine Erfahrung an mich weitergegeben. Chiara fühlte sich bei uns sehr wohl. Unsere Tochter hat in dieser Burg ihr Zuhause. Wir sind jetzt drei Generationen, die unter einem Dach leben. Als die Wahrheit ans Tageslicht kam, ist all das ins Wanken geraten.«

»Gut, ich sehe das jedoch anders. Das Haus, diese sogenannte Burg gibt es noch immer und um Geld müsst ihr euch nach wie vor keine Sorgen machen. Es stimmt, es hat sich etwas geändert. Nach einer langen Zeit der Lüge war ich endlich einmal richtig ehrlich, wenn auch gezwungenermaßen. Heute trage ich eine andere Verantwortung. Ich kann mich im Spiegel betrachten, ohne mir Vorwürfe zu machen. Dafür, dass ich dir und deiner Mutter großes Leid zugefügt, habe ich mich bereits entschuldigt, leider kann ich es nicht mehr ändern. Die permanenten Anschuldigungen von Chiara kann ich nicht mehr ertragen. Dass ich büßen muss, verstehe ich, aber wollt ihr euch mit dieser Bestrafung auch selbst strafen?«

Flavio wurde sehr nachdenklich und erwiderte: »Ich fühlte mich selbst mitschuldig daran, dass du von uns ausgegrenzt wurdest. Ich war eifersüchtig auf Fabrizia, obwohl sie tot ist.«

»Eifersüchtig, wieso nur?« fragte Giovanni irritiert.

»Weil sie so erfolgreich war. Ich hatte in der Schule große Probleme und bin heute froh, in deinem Geschäft arbeiten zu können. Fabrizia dagegen war eine Überfliegerin, ihr ist alles sehr leicht gefallen. Und wenn sie nicht tot wäre, dann würde sie heute einen Dokortitel tragen.«

»Das sieht auf dem ersten Blick wohl so aus. Überlege bitte mal, den Schul- und Universitätsabschluss hat sie mit Bravour geschafft und bestimmt hätte sie auch promoviert. Sie hatte jedoch nicht das Glück, in einer sicheren Burg aufzuwachsen. Ich, ihr leiblicher Vater war nie bei ihr. Vielleicht war sie aus dem Grund so streb-

sam, weil sie auf der ständigen Suche nach ihrem Glück im Leben war.«

So hatte Flavio das noch nicht gesehen. »Es tut mir Leid, dass ich auf sie eifersüchtig war«, sagte er nachdenklich.

»Du bist ein guter Mensch«, sagte Giovanni zu seinem Sohn. »Du bist ehrlicher als ich. Früher hätte ich in deiner Situation die Eifersucht nie zugegeben. Bleib so wie du bist, Ehrlichkeit zahlt sich aus. Kurzfristig kann Ehrlichkeit natürlich auch schaden, langfristig jedoch wirst du dadurch gewinnen.«

Flavio missfiel die Art und Weise, wie Chiara mit seinem Vater umging ebenfalls, daher fragte er sie: »Wieso bist du eigentlich immer noch so wütend auf meinen Vater?«

»Dein Vater muss bestraft werden, jeden Tag, jede Stunde. Immer wenn ich ihn sehe, werde ich ihn spüren lassen, was für ein verlogener, gemeiner Kerl er ist. Er verdient eine harte Strafe, nachdem er gelogen und betrogen hat«, sagte sie voller Groll.

»Das ist aber heftig, dass du so empfindest. Chiara, was genau hat er dir denn getan?«

»Mir, na gut, mir hat er nichts getan, er hat deiner Mutter etwas getan und dir.«

»Gut, aber Mama arrangiert sich ja mit der Situation. Ihr ist es wichtig, dass alles so bleibt wie es war. Sie verzichtet auf permanente Rache.«

»Sie erniedrigt sich dadurch.«

»Das sehe ich nicht so, ganz im Gegenteil. Ich finde, sie zeigt Stärke. Du findest das, was mein Vater getan hat, so schlecht, dass du die Rächerin der Familie spielst.«

In diesem Moment brach Chiara in Tränen aus. Nach einer Weile sagte sie unter Schluchzen: »Ich habe Angst, dass du auch so bist wie er. Deswegen bestrafe ich ihn. Alle, aber besonders du, sollen sehen, dass Fremdgehen eine große Schuld ist, die hart bestraft wird.«

»Es gibt schlimmere Dinge als Fremdgehen.«

»Siehst du, du hast Verständnis für ihn. Vielleicht gehst du ja auch fremd. Vielleicht hast du auch bereits eine Liebesbeziehung. Wann hat dein Vater Fabrizia gezeugt?«

Flavio war von dieser Frage völlig irritiert und nach einigen Momenten, in denen er nachrechnete, antwortete er: »Als ich ein paar Monate alt war.«

»Und wie alt ist unsere Tochter heute? Du bist wie dein Vater, ein latenter Fremdgeher«, schrie Chiara in den Raum hinein, so dass Rosa, die gerade zur Tür hineinkam, sich erschrak.

»Ich kann mir deine Wut auf Giovanni nur damit erklären, dass du Ängste bezüglich unserer Ehe hast«, entgegnete Flavio. »Aber mit Drohungen kann man eine Ehe nicht erhalten, man zerstört sie eher.«

Rosa schaute verlegen und ging. Chiara sah ihr nach. Keiner sagte mehr etwas.

In den nächsten Tagen wurde noch häufig über das Thema gesprochen. Rosa und Flavio versuchten wiederholt, Chiara davon zu überzeugen, wieder normal mit Giovanni umzugehen.

»Ich habe ihm teilweise schon verziehen, ganz werde ich ihm wohl nie verzeihen können, auch wenn ich mir nichts sehnlicher wünsche«, sagte Rosa mit gesenktem Blick. »Du solltest es wenigstens versuchen, ihm zu verzeihen, wir würden alle davon profitieren. Es wird nie-

mals mehr so sein wie es einmal war, aber so wie es heute ist, sollte es nicht bleiben. Gib dir also einen Ruck, du bist ja schließlich am wenigsten von alledem betroffen.«

Die Stimmung verbesserte sich nach diesen Gesprächen etwas, wenn auch nach wie vor eine gewisse Spannung zwischen Chiara und Giovanni bestehen blieb.

Flavio erkundigte sich immer häufiger über das ferne Land Nepal. Mit großem Interesse versuchte er die Pläne und Ideen von Giovanni zu verstehen.

»Wieso engagierst du dich so sehr in Nepal?« fragte er ihn. »Geht es dir dabei lediglich um das Geschäft mit dem Felsenhonig und um die FABRIZIAS-Stiftung?«

»Es ist kompliziert«, antwortete Giovanni. »Zuerst habe ich mich nur abgelenkt in Nepal, weil ich hier in Florenz nicht mehr willkommen war. In Stockholm hingegen war ich frustriert und fühlte mich als Versager, weil ich die wirkliche Mörderin, Anastasia, nicht gefunden habe und daher nicht in der Lage war, Prithivi zu helfen, der unschuldig im Gefängnis sitzt. Ich habe bis heute ein schlechtes Gewissen, denn ich fühle mich verantwortlich für ihn.«

»Aber dafür sind doch die Regierungen da, die Polizei und die Justiz. Wieso setzen sich in Schweden und Nepal die Behörden nicht für Prithivi ein?«

»Die? Du siehst doch, dass sie nichts unternehmen! Obwohl mittlerweile klar sein muss, dass Fehler gemacht wurden, passiert nichts. Die Arroganz, Bequemlichkeit und auch die Gleichgültigkeit siegen. Die Justiz tut sich auch bei uns in Italien schwer, Fehler einzugehen. Die Richter sind darauf spezialisiert, Täter zu verurteilen und offensichtlich nicht in der Lage, ihr eigenes Handeln kritisch zu hinterfragen, geschweige

denn, sich selbst zu verurteilen und offensichtliche Fehltritte aufzuheben. Mein Respekt vor Richtern hat mit den Erfahrungen, die ich in Stockholm gemacht habe, erheblich abgenommen.«

»Wie können solche Menschen eigentlich ruhig schlafen?« sinnierte Flavio.

Resignation

Nach längerer Abwesenheit kehrte Giovanni nach Stockholm zurück. Leider gab es keine Neuigkeiten über die geheimnisvolle, und nach wie vor verschollene Anastasia. Auch Berit und Ulf konnte ihm nichts Neues berichten.

»Ruhig Blut, Giovanni«, sagte Ulf besänftigend. »Dann geh doch zur Polizei und bitte um Hilfe. Berit und mir geben sie keine Informationen, aber du bist Fabrizias Vater.«

Schon am nächsten Tag bekam Giovanni einen Termin beim Polizeichef.

»Ihre Tochter ist tot, der Mörder wurde gefasst und verurteilt. Sie können hier nichts mehr erreichen«, sagte dieser ihm schon kurz nachdem er sich gesetzt hatte.

»Der Fall ist nicht genügend untersucht worden. Mir sind seltsame Dinge passiert und es gibt einige Ungeheimheiten! Warum unternehmen Sie nichts? Prithivi Suwal ist nicht der Mörder, er ist unschuldig«, erwiderte Giovanni erregt.

»Herr Suwal ist rechtskräftig verurteilt worden und er wird im Gefängnis bleiben müssen, solange kein neues Ermittlungsverfahren aufgenommen wird«, entgegnete der Polizeichef.

Giovanni konnte nicht mehr an sich halten. Im verzweifeltem Ton sagte er: »Warum nehmen Sie die Ermittlungen nicht erneut auf? Ich habe schon viel verloren, jetzt will ich wissen, wer meine Tochter getötet hat. Was es mit den Amerikanern und Anastasia auf sich hat und wieso sie hinter dem Brief mit der Tabelle so her sind.«

»Welcher Brief und welche Tabelle?« fragte der Polizeichef irritiert, aber auch neugierig.

»Das müssen Sie als Polizeichef doch wissen. Ihre Mitarbeiterin hat zusammen mit zwei Amerikanern mein Hotelzimmer zweimal durchwühlt.«

»Davon weiß ich nichts. Wann soll das gewesen sein?«

»Im April, nur wenige Wochen nach dem Mord.«

»Und welche Mitarbeiterin soll das gewesen sein?«

»Na, Linda Sundquist, den Namen vergesse ich nie.«

»Bei uns ist keine Linda Sundquist beschäftigt.«

»Was? Natürlich, ich habe doch ihren Dienstausweis gesehen. Fragen Sie im Hotel nach, dort war sie bekannt«, polterte Giovanni.

Der Polizeichef schüttelte ungläubig den Kopf und ließ sich umgehend mit dem Hotel verbinden.

Der Hotelmanager bestätigte, dass sich Linda Sundquist als Polizistin mit ihrem Dienstausweis vorgestellt und ihm erzählt hatte, dass sie für die Abteilung für Drogendelikte arbeitet und von zwei Mitarbeitern einer amerikanischen Behörde unterstützt werde. Ihre Aufgabe sei es, Giovanni Avanzini zu überprüfen, der im Verdacht stehe, für ein international agierendes Drogenkartell zu arbeiten. Deswegen hatte er sich nichts dabei gedacht, dass die Amerikaner im Hotel den Ton angegeben haben. »Ich habe nur getan, was sie von mir verlangt haben«, verteidigte er sich.

Der Polizeichef war bestürzt und sehr nervös. Er entschuldigte sich sehr. Dann ging er in das Nachbarbüro, um von dort aus einige Telefonate zu führen. Durch die Glasscheibe konnte Giovanni sehen, wie er durch seine Gestik seinen Worten Nachdruck verlieh. Nach

ungefähr zwanzig Minuten kam er zurück in das Büro, in dem Giovanni noch wartete und informierte ihn, dass er sich nun um einige interne Sitzungen kümmern müsse.

Als Giovanni mit Berit beim Abendessen zu Hause saß, erhielt er die Nachricht, dass ein Ermittlungsverfahren aufgenommen worden sei.

»Es liegt eindeutig Amtsmissbrauch vor«, sagte der Polizeichef, als Giovanni ihn einige Tage später erneut besuchte. »Wir werden uns auch mit Anastasia beschäftigen. Anfragen an die amerikanische Botschaft in Stockholm haben wir bereits gestellt, um zu erfahren, ob Mitarbeiter der amerikanischen Geheimdienste oder anderer Behörden involviert waren.«

Auf die Informationen der Botschaft musste die Polizei nicht lange warten. »Wir können mit hoher Wahrscheinlichkeit ausschließen, dass die beiden Personen Mitarbeiter einer amerikanischen Behörde waren.«

Während der Polizeichef völlig außer sich war, schöpfte Giovanni neuen Mut. Er bemühte sich intensiv darum, dass nun auch der Mord an Fabrizia neu untersucht würde. Zusammen mit Ulf traf er sich ein weiteres Mal mit dem Polizeichef. Obwohl dieser bisher sehr kooperativ war, wollte er den Mordfall unter dem Gesichtspunkt der Unschuldsvermutung Prithivi Suwals nicht neu untersuchen.

»Wir können nicht einfach in einem abgeschlossenen Mordfall ermitteln, wenn dafür keine stichhaltigen neuen Tatbestände vorliegen. Der Umstand, dass eine Linda Sundquist Amtsmissbrauch betrieben hat, als sie sich als Mitarbeiterin der Polizei ausgab und zusammen mit weiteren Personen ihr Zimmer durchsuchte und diese Her-

ren vermutlich in Zusammenhang mit Anastasia gebracht werden können, berechtigt uns nicht, den Mordfall neu aufzurollen. Ein geständiger und bereits rechtskräftig verurteilter Mörder verbüßt bereits seine Strafe.«

»Nur, weil Sie nicht gut ermittelt haben«, polterte Giovanni, der sein Temperament nur halbwegs unter Kontrolle halten konnte. Ulf machte eine beschwichtigende Geste.

»Wir tun nur unsere Arbeit«, entgegnete der Polizeichef ruhig. »Verstehen Sie doch, im Fall Prithivi Suwal können wir nichts mehr unternehmen, weil der Fall abgeschlossen ist. Aber im Fall des Amtsmissbrauchs mit dem Verdacht auf Wirtschaftsspionage können wir ermitteln. Da dies im Umfeld Ihrer verstorbenen Tochter passierte, werden wir somit indirekt wieder an dem Fall arbeiten. Das haben wir auch Ihrer Überzeugungsarbeit und Ihrer Hartnäckigkeit zu verdanken. Anscheinend haben Sie auch innerhalb der Richterschaft in Stockholm Unterstützung, sonst würde die Staatsanwaltschaft dies nicht so energisch befürworten.«

»Sagen Sie mir bitte die Wahrheit. Gab es Pannen während der Ermittlung?« fragte Giovanni noch immer sehr aufgeregt.

»Nicht wirklich. Nur bei erneuten Analysen des Mageninhaltes Ihrer Tochter wurden statt eines Giftes jetzt zwei Gifte gefunden, die unabhängig voneinander tödlich waren. Aber dies ändert nichts an der Gesamtsituation.«

»Doch, das ist vielleicht ein Anhaltspunkt«, sagte Giovanni wie aus der Pistole geschossen.

»Vermutlich nicht, denn beide Gifte hat Herr Suwal in seinen Experimenten benutzt. Ihre Tochter hat im

Aufenthaltsraum des Institutes einen Tee getrunken. Es war schon sehr später Abend und nur Ihre Tochter und Herr Suwal waren im Labor, das hat er später auch so ausgesagt.«

»Ja, genau!« bestätigte Ulf.

»Und die Gifte hat Herr Suwal in seinen Experimenten eingesetzt.«

»Aber jeder im Labor wusste, wo die Gifte im Chemikalienschrank stehen. Es stimmt zwar, dass die Ermordete und Herr Suwal viel Zeit im Labor verbrachten und häufig alleine dort waren. Aber wenn sie konzentriert im Labor arbeiteten, merkten sie vielleicht nicht unbedingt, wenn jemand in das Institut hineingekommen ist«, führte Ulf aus.

»Nicht jeder konnte das Institut betreten, es war ja gesichert.«

»Anastasia jedenfalls hatte Zugang«, ergänzte Ulf schnell.

»Schon möglich, nur ist sie an diesem Abend nicht mehr im Labor gewesen, sonst wäre sie auf den Videoaufzeichnungen der Kameras zu sehen.«

»Was wäre, wenn sie sich unbemerkt im Institut aufgehalten hat und eventuell verkleidet war?« fragte Giovanni.

»Ja, gut, darüber haben wir noch nicht nachgedacht. Leider muss ich jetzt aber unser Gespräch beenden, ich muss gleich in eine Sitzung. Sie können mich morgen wieder besuchen, sagen wir um fünfzehn Uhr.«

Giovanni nickte nur und ging enttäuscht in seine Wohnung zurück.

Am nächsten Tag hatte Ulf keine Zeit. Daher ging Giovanni zusammen mit Berit zur Polizei. Er nutzte die-

ses Gespräch auch, um seine Vermutungen über den unerwarteten Tod des Pflichtanwalts Palmblad zu äußern.

»Der Anwalt Palmblad ist in einer Kurve mit seinem Auto von der Straße abgekommen und in einen See gestürzt. Er war sofort tot. Fremdverschulden schließen wir aus«, erklärte der Polizeichef.

»Aber lassen Sie uns doch mal gemeinsam überlegen«, bohrte Giovanni nach. »Der Unfall passierte kurz bevor er mir gegen Bezahlung etwas Bedeutendes über den Fall Prithivi, vielleicht sogar über die Bestechung, verraten wollte. Das kann doch kein Zufall sein, oder was meinen Sie?«

»Das sind reine Vermutungen. Er hatte offenbar Spielschulden, ihm könnte jedes Mittel recht gewesen sein, an Geld zu kommen. Vielleicht hat er Sie über den Tisch ziehen wollen. Wir haben keinen Verdacht auf Fremdverschulden. Vielleicht war es ja sein schlechtes Gewissen, das den Unfall begünstigte«, scherzte der Kommissar. Giovanni jedoch war nicht zum Scherzen aufgelegt. Kurze Zeit später verabschiedeten sie sich.

»Warum interessierte sich die Polizei nicht für Anastasia? Sie hatte das Stipendium von einem amerikanischen Förderinstitut bekommen, obwohl sie keine Ahnung von der Stammzellforschung hatte. Was ist, wenn sie Agentin eines privaten Wirtschaftsspionageunternehmens ist, oder wenn ein Geheimdienst diese Förderinstitution benutzt?« fragte sich Giovanni und diese Gedanken ließen ihn nicht mehr los.

Ulf ließ sich von ihm anstecken und recherchierte in seinem Umfeld. Als er sich bei seinem Chef erkundigte, reagierte dieser überraschend abweisend. »Lass von nun

an die Finger von der Sache, das wird zu gefährlich für uns alle«, sagte der Professor.

»Was soll daran gefährlich sein?« Ulf blieb unnachgiebig. »Wir wollen nur wissen, was eine aus der Ukraine stammende Frau zuvor in den USA gemacht hat.«

Er erhielt jedoch keine Antwort. Stattdessen forderte der Professor Ulf auf, ab sofort den Kontakt zu Giovanni abzubrechen, um nicht noch weitere Unruhe zu verbreiten.

»Was meinte er damit?« fragte Giovanni irritiert nach, als Ulf ihm davon erzählte.

»Vermutlich meint er gefährlich in dem Sinne, dass die monatlichen Zahlungen der Fördergelder ausbleiben könnten.«

»Und was machst du?«

»Ich lasse mich doch nicht so einfach mundtot reden«, entgegnete Ulf. Wenig später versuchte er auf eigene Faust, Kontakt mit der Förderinstitution in den USA aufzunehmen. Leider blieb sein Versuch erfolglos. Er wurde eindringlich von seinem Professor aufgefordert, sofort mit den Nachforschungen aufzuhören.

»Wieso gibt es Personen in den USA, die eine solche Macht auf uns ausüben können und Einfluss auf unseren Forschungsetat nehmen können? Was für ein Geheimnis steckt dahinter?« fragte er den Professor. Wieder bekam er keine Antwort.

Prithivi ist durch seine Gutgläubigkeit in diese aussichtslose Situation geraten. Er glaubte, seine Unschuld sei ausreichend für einen fairen Prozess. Dass dann der Pflichtanwalt ihm hatte einreden können, er würde auf jeden Fall verurteilt, lag sicherlich an Prithivis Unerfah-

renheit und Vertrauen in das Gute. Er glaubte tatsächlich, er würde durch seine Aussage seine Haftzeit erheblich verkürzen.

Etliche Personen haben sich auf diesen Deal eingelassen und sich mitschuldig gemacht, aber kaum einer fühlt sich heute dafür verantwortlich.

Auf der Suche nach einem Motiv kam es dem Gericht sehr gelegen, dass der Angeklagte zugegeben hatte, einen Konflikt mit Fabrizia gehabt zu haben. Auch wenn mehrere Mitarbeiter ähnliche Konflikte mit ihr ausgetragen hatten, wurde dieser Umstand gar nicht betrachtet. Fabrizia hatte Erfolg und ließ niemanden daran teilhaben. In solchen Situationen gibt es immer Neider. Das aber hat die Richterin gar nicht interessiert. Sie hat nur die Argumente und Beweise in Betracht gezogen, die gegen Prithivi sprachen. Was für eine schlechte Richterin.

Prithivis Ehrlichkeit hat ihm auch nicht weitergeholfen. Warum hatte er sich auch überzeugen lassen, zuzugeben, dass er in Konkurrenz zu Fabrizia gestanden hatte und auch manchmal neidisch gewesen war? Hätte er geschwiegen, keiner hätte ihn als Lügner bezeichnen können. So setzte er ungewollt einen Prozess in Gang, der als Beginn eines unehrlichen Deals mit der Justiz, als eine Art Handel, verstanden werden konnte. Um die Wahrheit ging es zu diesem Zeitpunkt schon längst nicht mehr. Es ging nur noch darum, dass jede Person den maximalen Nutzen für sich daraus erzielen konnte.

»Ich habe an den Sieg der Unschuld geglaubt, ich dachte, ein Anwalt soll einem Angeklagten helfen«, sinnierte Giovanni. »Heute glaubt Prithivi, sein Anwalt hatte ein großes Interesse daran, dass er verurteilt wurde.

Auch ich denke inzwischen ähnlich«, überlegte Giovanni weiter. »Ich glaube, Palmblad war ein Schurke und die Vermutung liegt nahe, dass er bestochen wurde. Woher aber wussten die Amerikaner, dass er spielsüchtig war? Wer sammelt solche Informationen und wer gibt sie weiter? Und wieso musste er sterben?«

Giovanni sammelte seine letzten Kräfte und bäumte sich innerlich nochmals auf. »Es kann doch nicht sein, dass wir nicht in der Lage sind, Anastasia und die beiden Amerikaner zur Rechenschaft zu ziehen. Es muss einfach möglich sein, diese Frau zu finden. Es muss doch Gerechtigkeit geben. Die Schuldige muss letztendlich verurteilt werden.«

Dabei kam Giovanni gar nicht in den Sinn, dass Anastasia vielleicht auch keine Schuld tragen könnte.

Es ist zu Ende

Der kalte Winter in Stockholm nagte an Giovannis Psyche. »Wenn meine liebe Ida nicht wäre, dann wäre ich hier in Stockholm längst seelisch erfroren«, dachte er gelegentlich. Sie lenkte ihn ab, aber er konnte mit ihr weder über Prithivi noch über seine Projekte in Nepal sprechen, daran hatte sie einfach kein Interesse.

Seine Recherchen über Anastasia gingen nicht voran. Wenn er sich aber auf seine Weinreben konzentrierte, die er in Italien und in der Schweiz einkaufte und nach Nepal transportieren ließ, fühlte er so etwas wie Glück.

Schon die erste Lieferung umfasste mehr als fünfhundert Pflanzen. Sie wurden, dank der guten Kontakte, die Herr Prajapati hatte, sehr schnell durch den nepalesischen Zoll geschleust. Giovanni fragte nicht nach Einzelheiten.

Zusammen mit den Suwals hatte Herr Prajapati zu Beginn des Frühjahres die Weinreben an zweiunddreißig Kleinbauern verteilt, die diese an unterschiedlichen Standorten anbauten.

»Es ist ein großes Experiment. Ob sie wohl anwachsen und ob eine erste Traubenernte in diesem Jahr zu erwarten ist?« frohlockte Giovanni.

Mit steigenden Temperaturen hob sich Giovannis Stimmung. Er erlebte mit der bezaubernden Ida nach dem kalten Winter einen herrlichen Sommer in der schwedischen Hauptstadt.

Marina war inzwischen wieder in Nepal. Der Kontakt zu ihr war die ganze Zeit nicht abgebrochen. Sie sprachen häufig miteinander und gaben sich gegenseitig Un-

terstützung. Sie blühte durch den regen Austausch mit Herrn Prajapati, den Suwals und mit den hilfsbedürftigen Mädchen regelrecht auf. Nur die Stiftung wollte nicht so recht in Schwung kommen.

»Es dauert halt länger, als ich zunächst geplant hatte«, sagte sie voller Hoffnung, als Giovanni nachfragte.

Giovanni nutzte seinen neuen Lebensmut und versuchte, erneut Informationen über den Aufenthaltsort von Anastasia und über das dubiose Förderinstitut aus den USA zu bekommen. Seine Machtlosigkeit holte ihn wieder ein, als er erfuhr, dass das Förderinstitut geschlossen und die Zahlungen an das Labor in Stockholm eingestellt worden waren. Die Drahtzieher konnten nun nicht mehr ermittelt werden und Anastasia blieb wie vom Erdboden verschwunden.

»Was für eine Ungerechtigkeit! Was für ein Versagen unserer Gesellschaft! Ich gebe auf, ich kann nicht mehr«, fasste Giovanni kopfschüttelnd zusammen.

Er fühlte sich als Versager. Selbst Ida, die ihn immer aufmuntern konnte, gelang es immer seltener, ihn aus seiner Wohnung zu holen, um mit ihm etwas zu unternehmen.

»Ich kann doch in diesem Zustand nicht auf eine Party gehen«, sagte Giovanni an einem Abend zu Ida.

»Hör auf, über etwas nachzudenken, das du nicht ändern kannst«, forderte sie. »Komm zieh den neuen Anzug an und begleite mich zur Party.«

Giovanni konnte sich nicht dazu durchringen, er hatte momentan einfach keine Lust auf gute Laune oder gar eine Party. Daher ging Ida allein. Sie wollte sich den Abend auch nicht durch einen schlecht gelaunten Partner vermiesen lassen.

Fast eine Woche nach diesem Abend sahen sie sich nicht. Giovanni war so sehr mit sich selbst beschäftigt, dass er gar nicht weiter darüber nachdachte wieso sich Ida nicht mehr meldete.

Als sie sich dann am darauffolgenden Freitagnachmittag in einer Eisdiele trafen, sagte Ida noch vor dem Aufgeben der Bestellung: »Giovanni, ich liebe einen anderen Mann.« Er spürte ihr die Erleichterung an, als sie diese Worte ausgesprochen hatte.

Er war jedoch schockiert von der Neuigkeit.

»Es tut mir so leid, aber das hat nichts mit dir zu tun. Es ist einfach passiert, ich habe mich neu verliebt«, sagte sie schnell und ergänzte. »Ich glaube, es ist besser, wenn ich jetzt gehe.«

Sie stand auf, schaute ihn nochmals für einen Bruchteil einer Sekunde an, machte eine flüchtige Handbewegung als Zeichen des Abschieds und ging ohne ein weiteres Wort.

Er sah sie nie wieder.

So schnell, wie ihre Romanze begonnen hatte, endete sie auch wieder. Der Schmerz über den Verlust seiner wunderbaren Ida brannte noch lange in seinem Herzen. Er fühlte sich in Stockholm nicht mehr wohl, deshalb reiste er wenige Tage später nach Florenz.

Flavio führte den Weinhandel mit immer mehr Erfolg und auch der Umsatz mit dem Felsenhonig stieg leicht. Chiara gab sich große Mühe und lächelte Giovanni, wenn auch manchmal etwas gekünstelt und verlegen, zunehmend häufiger an. Trotzdem, so recht wohl fühlte sich Giovanni in seinem einstigen Zuhause in Florenz nicht mehr.

Als er mit Marina telefonierte, berichtete sie ihm bedrückt von einigen Problemen, die sich in den letzten Wochen mit der Stiftung und mit dem Aufbau eines eigenen Mädchenhauses ergeben hatten. Sie war inzwischen wieder zu Hause und es war schwierig für sie, aus der Entfernung zu agieren. Sie war desillusioniert und bat ihn, doch möglichst schnell nach Bologna zu kommen und ihr bei den Formalitäten zu helfen. So reiste er kurz entschlossen nach Bologna.

Die FABRIZIAS-Stiftung und das neue Mädchenhaus waren in große Schwierigkeiten geraten. Marinas Engagement in Pokhara wurde von den Behörden kritisch beobachtet. Insbesondere die Anerkennung als gemeinnützige Organisation wurde in Frage gestellt. Ihr erschien das Ganze wie behördliche Willkür, denn die Auflagen, die die FABRIZIAS-Stiftung in diesem Land angeblich zu erfüllen hatte, waren völlig willkürlich und aus der Luft gegriffen. Es sah so aus, als würden einige Mitarbeiter der Behörde Schmiergeld erwarten. Insgesamt kostete allein der Betrieb der Stiftung mehr Geld als zuvor kalkuliert. Es blieb deutlich weniger Geld für die Mädchen übrig, für die ja das Geld gedacht war.

Marina berichtete Giovanni, dass ihre Stiftungsidee nicht überall auf Gegenliebe stieß. Während ihres Aufenthaltes in Nepal konnte sie ein unerwartetes Misstrauen in Teilen der Bevölkerung beobachten, da die Stiftung nur eine kleine Gruppe von Mädchen bevorzugte und die anderen Mädchen im Ort ausschloss.

Es gab aber auch Misstrauen der Mädchen gegenüber Marina, denn die Vorstellungen, die sich Marina von Bologna aus gemacht hatte, entsprachen überhaupt nicht den Wünschen der Mädchen. Es gab viele Miss-

verständnisse, die Giovanni auf eine gewisse Naivität auf beiden Seiten zurückführte.

Die Konfrontationen mit den korrupten Behörden hatten ihren Höhepunkt erreicht, als der FABRIZIAS-Stiftung untersagt wurde, in Nepal aktiv zu sein und dort ein Mädchenhaus zu unterhalten, aus *formalen Gründen*, wie es in einem Schreiben hieß.

Marina war völlig ernüchtert und wollte nun aufgeben.

Erntezeit und Hoffnung

Die Kleinbauern kümmerten sich rührend um die Reben, flochten jede zu einem Kranz, damit sie nahe am Boden liegend besser gegen den Wind gewappnet waren. Die Pflanzen waren noch jung, daher hatte Giovanni ohnehin noch nicht mit vielen Trauben gerechnet. Er war ganz euphorisch, als er hörte, dass die Pflanzen immerhin schon einige Früchte trugen.

Er hatte gehofft, schon eine geringe Menge Trauben ernten zu können, um daraus Wein zu keltern. Herr Prajapati half ihm, Glaskrüge zu beschaffen, die bei den Suwals untergestellt wurden. In Italien beschaffte er sich bei seinen Winzern in der Toskana die notwendigen Utensilien zur Herstellung seines besonderen Weins.

Giovanni war nun schon zehn Tage bei Marina in Bologna gewesen. Nun wurde er wieder rastlos und so schlug er unerwartet vor: »Marina, ich habe mir Gedanken gemacht. Ich möchte mit dir noch einmal nach Nepal fliegen. Wir müssen vor Ort sein, wenn wir etwas für die Menschen dort tun und erreichen wollen.«

Marina umarmte ihn stürmisch und hätte am liebsten sofort die Koffer gepackt. Drei Wochen später flogen sie nach Nepal.

Giovanni hatte Marina erzählt, dass Fabrizia und Ulf neben ihrer Forschung in einer Gemeinschaft aktiv gewesen waren, die sich GESINAS nannte. Wie sich herausstellte, war auch Prithivi dort aktiv. Er vermittelte ihr einen Kontakt zu einer Wissenschaftlerin aus Kathmandu, die sich für wohltätige Zwecke engagierte. Marina verabredete sich mit ihr in Pokhara und erzählte ihr von ihren Plänen und Problemen.

»Das Problem der FABRIZIAS-Stiftung liegt darin, dass die Einnahmen, die durch Spenden in Italien und vom Erlös durch den Verkauf des Felsenhonigs in die Kasse kommen, recht schnell durch die Reisekosten, aber auch durch Anwalts- und Gerichtskosten etc. aufgebraucht werden«, klagte sie.

Die Nepalesin versuchte Marina zu ermutigen: »Sie werden scheitern, wenn Sie nicht an Nachhaltigkeit denken. Vernetzen Sie sich mit anderen Menschen und Organisationen, dann werden Sie von deren Wissensstand profitieren. Sie müssen doch nicht Fehler, die schon andere begangen haben, selbst nochmals machen. Finden Sie Menschen, die das Projekt tatkräftig unterstützen. Geld ist eine Sache, die Nutzung von Erfahrungen anderer ist eine ganz andere. Sie brauchen beides, ein gut funktionierendes Netzwerk und natürlich auch Geld. Versuchen Sie eine Vernetzung für Ihre FABRIZIAS-Stiftung aufzubauen, vielleicht sogar gemeinsam mit GESINAS-Aktivisten. Wir haben viele Helfer mit den unterschiedlichsten Kenntnissen auf der ganzen Welt, auch bei Ihnen in Italien.«

Ihr Statement über die wirtschaftliche Nachhaltigkeit nervte Marina ein wenig, aber sie erkannte nun, dass dies tatsächlich der Schlüssel zum Erfolg der Stiftung war. Auch Giovanni hatte dies schon mehrfach angesprochen. Sie aber hatte das bislang beinahe trotzig ignoriert.

»Wenn sowohl die Energie als auch das Geld nur aus einer Quelle kommen, ist die Nachhaltigkeit nicht garantiert. Wir brauchen vernetzte Systeme, in denen nachhaltige Wertschöpfung gegeben ist«, das waren Giovannis Worte.

»Ach, Giovanni, ich kann einfach nicht mehr.«

»Doch Marina, denk an die Mädchen. Wenn du jetzt nichts unternimmst, wird es noch Jahre dauern, bis sich etwas ändert und noch viele kleine Mädchen werden in der Sklaverei landen oder sich sogar prostituieren müssen. Das können wir doch nicht zulassen, nur weil ein paar Probleme auftauchen. Ich helfe dir und zusammen mit GESINAS-Aktivisten wird es sicherlich leichter.«

Die Misserfolge des gescheiterten Mädchenhauses der FABRIZIAS-Stiftung in Nepal führten noch häufig zu Diskussionen zwischen Marina, den Suwals und Giovanni. Der mangelnde Rückhalt in der Bevölkerung, die nicht ausreichende Finanzierung und die Korruption in den Behörden waren hier die Hauptpunkte.

»Wenn Sie ausschließlich Kamalari-Mädchen aufnehmen, die Sie aus der Versklavung oder aus der Mädchenprostitution geholt haben, dann erzeugen Sie Neid bei jenen in der Bevölkerung, die auch in Not sind und nicht wissen, wie ihre Töchter eine Ausbildung erhalten sollen«, erklärte die Wissenschaftlerin in einer Email. »Sie brauchen ein neues theoretisches Konzept, das weniger auf die Behördenwillkür angewiesen ist und auf eine nachhaltige finanzielle Basis gestellt wird.«

Man sah es Marina regelrecht an, dass das Thema sie anwiderte. »Es geht hier um Mädchenschicksale. Wieso muss es so kompliziert werden?« fragte sie sich.

Schließlich entstand nach endlos lang empfundenen Diskussionen ein neues Konzept für die Umstrukturierung der Stiftung, zunächst jedoch nur theoretisch auf dem Papier. Sie wollten eine private Berufsschule eröffnen, die sich auf Mädchen konzentrierte, die nach Beendigung ihrer regulären Schulzeit einer Begleitung in ihr Berufsleben bedurften. In diesem Konzept sollten dann

jene Kamalari-Mädchen bedacht werden, die aus der Versklavung befreit worden waren.

Sie einigten sich auf eine Quote von maximal einem Drittel, damit sich die Bevölkerung stärker eingebunden fühlte und den Kamalari-Mädchen gleichzeitig die Chance gegeben würde, sich gesellschaftlich zu integrieren.

Marina war über die Unterstützung von GESINAS sehr froh. Die Wissenschaftlerin hatte viele Kontakte und unterstützte sie sehr. Auch waren die Informationen über Land, Sprache und Kultur sehr wichtig. Eine Übersetzerin bot ihr unentgeltlich Unterstützung an. Sie war sehr kompetent und gab Marina in schwierigen Situationen viel Halt. Marina hatte sich im Gegenzug bereit erklärt, ihr italienisch beizubringen.

Die erste Traubenernte wurde ein Erfolg. Giovanni Idee, die Weinreben an viele Kleinbauern zu verschenken, sie mehrmals zu besuchen und sie zu unterrichten, wie die Weinreben optimal angebaut werden, trug im wahrsten Sinne des Wortes Früchte.

Als der erste Wein abgefüllt und Sammlern weltweit vorgestellt wurde, rissen diese sich um die Flaschen. Giovanni konnte erstaunlich hohe Verkaufspreise erzielen. Diese zusätzlichen Einkünfte stellte er komplett für Marinas Projekt zur Verfügung. Viel wichtiger jedoch war, dass sie auf immer mehr GESINAS-Aktivisten trafen, die sich für ihre Projekte begeistern ließen und die FABRIZIAS-Stiftung nachhaltig unterstützten, indem sie eine Vernetzung mit anderen erfolgreichen Projekten in Nepal aufbauten.

»Sobald genug Geld zur Verfügung steht, kaufen wir das große Grundstück am Stadtrand von Pokhara, an dem wir schon oft vorbeigefahren sind«, erklärte Marina zum Erstaunen von Giovanni. Auf dem Grundstück stand ein altes Fabrikgebäude, das zuvor als Näherei genutzt worden war.

Im Hinblick auf die Verwendung des Gebäudes wurden die tollsten Ideen diskutiert. Marina aber war sich sicher. »Wir sind hier in einer ehemaligen Näherei. Lass uns mit einer Nähschule beginnen. Denn dafür interessieren sich unsere Mädchen besonders. Sie wollen wie so viele Jugendliche schick aussehen. Lass uns damit beginnen.«

Spontan meldeten sich einige Helfer, die sich anboten, das Gebäude zu renovieren. »Halt, halt, noch sind wir nicht so weit, lasst uns erst einmal das Gebäude kaufen. Aber ich komme auf euer Angebot zurück«, sagte Marina zu den ungeduldigen Helfern.

Auch hatten sie bereits weitere Projekte im Blick. Die Freunde, die sie inzwischen über GESINAS international kennengelernt hatten, versorgten sie mit allerhand Ideen und Anregungen.

Das Labor in Pokhara

Vier Jahre später war bereits abzusehen, dass die Näh-
schule ein Erfolg würde, den die Mädchen vor allem
Marina zu verdanken hatten. Sie hatte den Fokus auf
ausgefallene Kleidungsstücke gelegt, die, wie sie stolz zu
Giovanni sagte, ein Potential für den Verkauf in Italien,
in Europa und vielleicht sogar in der ganzen Welt hat-
ten.

Häufig saßen die beiden zusammen und unterhielten
sich darüber, was alles seit Fabrizias Tod passiert war.
Obwohl ihr Mörder nie gefasst wurde, hatte ihr Tod
jenseits der Trauer und des Schmerzes doch noch etwas
Positives ausgelöst. Marina hatte endlich eine Aufgabe,
die ihr viel Freude bereitete. Giovanni und sie hatten
zueinander gefunden und sie wollte ihn nie mehr an ih-
rer Seite missen.

Er staunte nicht schlecht, als Marina die ersten von
den Mädchen genähten Kleidungsstücke in italienischen
Modehäusern anbot. Ein sehr bekanntes Mailänder Mo-
dehaus entschied sich für eine kleine Kollektion von drei
Modellen. Schon nach wenigen Monaten bekam sie von
demselben Modehaus eine Bestellung, die alle ihre Er-
wartungen übertraf.

Die Gewinnspanne pro Kleid war nicht sehr hoch,
obwohl die Kleidungsstücke in Italien sehr teuer verkauft
wurden. Trotzdem konnten sie insgesamt einen hohen
Gewinn erzielen, der für weitere Investitionen Raum
gab.

»Marina, du überrascht mich immer wieder, du hast
ja einen richtigen Geschäftssinn entwickelt. Willst du
mir Konkurrenz machen?« neckte sie Giovanni.

»Ja, da staunst du, nicht wahr! In der Tat, ich denke über eine Weberei nach, in der wir Stoffe mit ganz neuen Mustern weben lassen, die zwar der nepalesischen Kultur angeknüpft, aber modern interpretiert werden.«

Sie traf wenige Woche später die Entscheidung, eine hochmoderne Webmaschine zu beschaffen und einen Designraum einzurichten.

Über die Auswahl der Stoffe, ob daraus eine Hose oder ein Oberteil entstehen sollte, gab es unterschiedliche Meinungen. Es wurde auffällig, wie unterschiedlich der Geschmack der Beteiligten war. Zu viele unterschiedlich Meinungen und Geschmäcker waren bei Beratungen zu berücksichtigen und verlangsamten somit den Ablauf. Deswegen entschied Marina fast ausschließlich allein.

»Wie sollen die Mädchen selbstbewusst und kreativ werden, wenn du sie ständig bevormundest?« merkte Giovanni in einer Besprechung an. »Wir wollen uns doch der Frage widmen, wie die Mädchen sich langfristig weiterentwickeln können, wenn sie ihren beruflichen Abschluss geschafft haben.«

»Aber wie sollen sie jemals etwas von der Mode in Europa verstehen«, wandte Marina verteidigend ein.

»Ich verstehe auch nicht viel vom Felsenhonig und vom Weinanbau. Trotzdem bin ich damit erfolgreich. Gib den Mädchen eine Chance, sich selbstständig zu entwickeln, bitte, Marina.«

Wenn es ihr auch schwer fiel, überließ sie dennoch den Mädchen immer mehr Entscheidungen und Verantwortung. Der Sprung über ihren eigenen Schatten wurde belohnt.

Diese Stoffe und Muster sind ganz außergewöhnlich, irgendwie exotisch, lautete eine Bemerkung einer Mitarbeiterin einer Schweizer Modefirma.

Marinas Kreativität war auf einem Höhepunkt, als sie Giovanni fragte: »Können wir nicht auch Handtaschen herstellen oder vielleicht sogar Schuhe? Ich verstehe zwar nichts davon, aber ich habe viele Helfer.«

Durch die Ideen der Mädchen wurde aus ihren Ideen etwas Besonderes, etwas wirklich Neues und Einmaliges.

Die Zahl der Mädchen, die für Marina arbeiten wollten, nahm rapide zu. Da nicht alle Mädchen ohne Familienanschluss auf dem Gelände wohnen konnten, versuchte Marina, einige Mädchen in Familien in der Stadt unterzubringen. Die Familien bekamen dafür Geld, und es wurde offensichtlich, dass gerade durch diese Aktion die Akzeptanz in der Bevölkerung erheblich zunahm.

Es gab auch immer noch ab und an Enttäuschungen. Einige Mädchen waren nicht einfach gewillt, Marina so ohne weiteres zu folgen.

Ein Mädchen, das der Prostitution nachging, sagte ihr sehr deutlich: »Ich kann viel mehr Geld verdienen, wenn ich mich den Männern hingebe und kann mir viel mehr kaufen. Bei dir verdiene ich nicht halb so viel.«

An einem anderen Ort hörte sie: »Meine Mutter musste sich in der Fabrik am Fließband auch erniedrigen und schwere Arbeit verrichten. Das ist so ähnlich, als wenn ich mich prostituieren. Nur ich verdiene viel mehr Geld!«

Was Marina ebenfalls nicht berücksichtigt hatte, war die Zahl der drogenabhängigen Prostituierten. Darauf war sie nicht eingestellt und so musste sie enttäuscht so

manches Gespräch mit den Mädchen beenden und ohne Erfolg zurückkehren.

Gerade das Geld und die Konsumwünsche, von denen Marina durch die vielen Gespräche erfuhr, ließen sich nicht ohne weiteres durch ihr Projekt realisieren, denn innerhalb des Geländes wurden die Mädchen gut versorgt und ausgebildet, bekamen aber nur ein kleines Taschengeld.

Schon jetzt fragte sich Marina. »Wer von den Mädchen zeigt später Verantwortung für unsere Projekte? Wer wird sich engagieren? Wie beeinflussen wir diese Mädchen im positiven Handeln? Gibt es eine Erziehung zur Verantwortung? Wer wird anderen Mädchen helfen? Natürlich, nicht jedes Mädchen wird sich der Verantwortung stellen wollen oder können. Vielleicht werden es nur wenige sein. Vielleicht würde die Anzahl aber ausreichen, das Projekt FABRIZIAS auch über die nächsten Jahre zu sichern. Auch wenn nur jede Zehnte oder vielleicht auch nur jede Zwanzigste von den später erwachsenen Frauen sich verantwortlich für den Fortbestand des Projektes zeigt, könnte dieses Werk nicht nur fortgeführt, sondern sogar ausgebaut werden. Wir werden den Kindern und Jugendlichen Geborgenheit, Liebe, ein Zuhause und regelmäßige Mahlzeiten anbieten. Wir werden sie in kritischen Situationen unterstützen und ihnen eine Schulausbildung ermöglichen. Darüber hinaus werden wir eine medizinische Grundversorgung sicherstellen und eine Erziehung zur Selbständigkeit in einem familiären Umfeld ermöglichen«.

Ihr Engagement hatte zum Erfolg geführt. Prithivi freute sich jedes Mal wenn ihm aus seiner Heimat und von den Fortschritten der FABRIZIAS-Projekte berich-

tet wurde. Als er sich mit Berit bei ihrem Besuch im Gefängnis unterhielt, wünschte er sich. »Ich möchte die Mädchen auch mit unterrichten. Ich kann dies auch aus der Ferne aus dem Gefängnis tun. Dies gibt mir Hoffnung auf die Zeit nach meiner Entlassung und ich kann hier etwas Sinnvolles tun.«

Prithivis Engagement, den Unterricht zu unterstützen, war natürlich durch die Entfernung und durch seine Situation im Gefängnis sehr begrenzt. Die Situation bedrückte ihn an jedem Tag und auch die Tatsache, dass keine Aussicht für ihn bestand, vorzeitig entlassen zu werden.

»Er wird wohl die meiste Zeit seiner Strafe absitzen müssen«, sagte Giovanni zu Marina, als sie sich zu ihm setzte und ihm Wasser in sein Glas einschenkte.

»Es ist so ungerecht, sogar unsagbar ungerecht«, erwiderte sie.

»Wir können es nicht ändern. Ich war ganz dicht dran, aber ich habe verloren, ich habe versagt«, bemerkte er resigniert.

»Dafür gewinnen die Mädchen in Nepal«, munterte sie ihn auf.

»Kann man diese Dinge miteinander aufwiegen?«

»Es ist das reale Leben: Es ist nicht fair. Wir sehen hier, was möglich ist«, sagte Marina und schaute ihn liebevoll an. Dann ergänzte sie. »Wir dürfen nie die Hoffnung verlieren. Wir müssen unsere Chancen besser nutzen, uns mehr miteinander vernetzen, besser kommunizieren, so wie uns das mit FABRIZIAS gelungen ist.«

»Wir müssen schon jetzt etwas für Prithivi tun. Wir sollten versuchen, ihn in unsere Projekte in Nepal schon

jetzt zu integrieren. Ulf hat eine Idee geäußert, die ich sehr gut finde. Wir sollten für Prithivi ein Labor innerhalb unserer Anlage aufbauen und in seinem Namen betreiben. Sobald er entlassen wird, kann er moderne Stammzellforschung und vielleicht eines Tages sogar Stammzelltherapie in Nepal anbieten«, forderte Giovanni und ergänzte: »Das ist eine schöne Vision und wäre eine Perspektive für Prithivi. Ich bin sicher, wir werden noch viel erreichen und wenn Prithivi frei kommt, forschen wir hier in diesem Labor.«

Er hielt Marina noch lange im Arm. Sie standen auf dem Gelände und schauten in die Richtung, in der sie sich in Zukunft das Labor vorstellten.

»Ja«, sagte sie, »dann forschst ihr, Prithivi, Ulf und du!«

»Wir werden einen noch besseren Wein herstellen, der einfach sensationell schmeckt«, erwiderte er. Sie schauten einander in die Augen und lachten lange über das Gesagte.

Zwei Tage später bekamen sie Besuch von Ulf. Sofort unterstützte er Marina und Giovanni bei allem, was für ihn möglich war. Er war zum ersten Mal in Nepal. Begeistert fotografierte er alles, was ihm vor die Linse kam. Die Fotos schickte er Berit, die Prithivi immer noch regelmäßig im Gefängnis besuchte.

»Es war nicht alles umsonst«, sagte Berit zu Prithivi, als sie ihm die Fotos zeigte.

»Ich habe süße Träume. Ich träume von einer neuen Existenz in Nepal. Eines Tages kehre ich zurück nach Hause«, erwiderte er.

Der Wein vom Dach der Welt

Frischer Wind kam an diesem Abend auf. Giovanni saß auf einem Schaukelstuhl vor dem Hauptgebäude der Anlage und ließ seinen Gedanken freien Lauf.

»Ich bin so froh, dass Marina ihren schweren Schmerz überwunden hat und wieder so fröhlich sein kann. Wer hätte gedacht, dass sie zu so einer energiegelichen und erfolgreichen Frau reift, die es immer besser versteht, ihre Wünsche zu äußern, ihre guten Vorsätze einzuhalten und immer neue Ziele zu definieren. Sie schenkt mir jeden Tag Vertrauen. Bin ich froh, dass sie angefangen hat, über das zu sprechen, was sie seit ihrer Kindheit belastet hat«, dachte er. »Manchmal habe ich so zärtliche Gedanken ihr gegenüber. Ich fühle mich derart von ihr angezogen und empfinde so tief, wie ich es in den vergangenen dreißig Jahren und niemals zuvor in meinem Leben erlebt habe.«

Als sich Marina wenig später zu ihm setzte, sagte er ganz spontan und für ihn völlig unerwartet: »Ich liebe dich!« Seine Worte trafen so sehr seine Empfindungen, dass er sie mit einem Kloß im Hals und mit leicht feuchten Augen aussprach.

»Ich liebe dich auch, Giovanni. Ich bin dir sehr dankbar für alles, was du für mich getan hast«, sagte Marina, ohne lange nachzudenken. Du hast mir einen Weg gezeigt, den ich gern weiter gehe mit dir.«

Dann küssten sie sich innig, umarmten sich ganz fest immer und immer wieder. An diesem Abend schliefen sie ganz eng aneinander geschmiegt ein.

Am nächsten Morgen, als sie erwachten, waren sie beide einfach nur glücklich. Beim Zubereiten des Früh-

stückeredeten sie schon über den bevorstehenden Tag. Welche Aufgaben zu erledigen, welche Gespräche zu führen und welche Termine einzuhalten waren.

Sie spürten eine neue, ganz intensive Form der Verbundenheit, eine gereifte Liebe voller Vertrauen, in der sie sich keinerlei Sorgen machen mussten, dass sie vergeht und in der sie sich auf die Aufgaben und Ziele ihres Lebens voll und ganz konzentrieren konnten. Die Harmonie im Umgang miteinander und ihre Vertrautheit schenkte auch anderen Menschen in ihrer Umgebung Vertrauen.

Es gab noch viel zu tun, viele Aufgaben waren zu erfüllen und einige Probleme zu lösen: Ihnen fiel dies alles leicht, sie waren voller Energie und Tatendrang.

Spät am Abend setzten sie sich auf die Terrasse vor das Hauptgebäude. Sie genossen die warmen Sonnenstrahlen auf der Haut und beobachteten einige der Mädchen, die sich angeregt unterhielten und dabei glücklich waren.

»Hast du jemals gehnt, welchen Erfolg deine FABRIZIAS-Stiftung haben wird? Nicht nur hier in Nepal, sondern auch in Indien und in Tibet spricht man bereits davon«, sagte Giovanni, und sah wie sich Marina sehr über seine anerkennenden Worte freute.

»Schau, diese riesige Anlage mit den vielen Gebäuden, Marina. All das haben wir geschaffen. Schau dort die Gruppe junger Frauen. Endlich haben sie eine sinnvolle Beschäftigung und ihr Auskommen.«

Giovanni hatte eine kleine Probeabfüllung von seinem neuen Wein mit auf die Terrasse genommen, den er nun einschenkte. Sie stießen die Gläser an und nahmen genussvoll einen kleinen Schluck. Marina lehnte

sich zurück, schaute sich den Wein im Kristallglas lange an, schmunzelt leicht und sagte ganz liebevoll zu Giovanni: »Es ist ein Wunder!«

»Unser neuer Jahrgang ist ein Wunder« bestätigte Giovanni vor Stolz. »Wie schmeckt er dir?«

»Sehr außergewöhnlich«, antwortete sie diplomatisch und noch immer schmunzelnd.

»Jedes Jahr kann ich ihn zu einem höheren Preis verkaufen. Auf der nächsten Versteigerung können wir mit dem doppelten Preis oder sogar noch mit etwas mehr rechnen«, erklärte Giovanni.

»Es ist ein sehr guter Wein. Er bietet vielen Menschen eine Perspektive, eine bessere Zukunft«, sagte Marina nachdenklich.

»Egal wie der Wein schmeckt, es geht um die Exklusivität. Er ist exotisch, ungewöhnlich, eher für den Sammler«, ergänzte Giovanni eifrig.

Marina nickte gedankenverloren, schaute in den Sternenhimmel und sagte mit sanfter Stimme: »Er gedeiht weit über unseren Köpfen für eine bessere Zukunft, er ist *Der Wein vom Dach der Welt*.«

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----|
| Gallo Nero | 5 |
| Das Leben geht weiter..... | 16 |
| Der Kälte entgegen..... | 21 |
| Hotel der Späher | 27 |
| Bei den Mongolen..... | 34 |
| Wahr oder doch nicht wahr? | 40 |
| Flucht quer durch Europa | 51 |
| Der Unschuldige?..... | 56 |
| Der Wolf im Schafspelz | 62 |
| Allein gelassen | 70 |
| Prithivi hat keine Lobby..... | 76 |
| Sommernacht in Stockholm | 85 |
| Pflichtanwalt | 98 |
| Ulfs Geheimnis..... | 104 |
| Wo ist Anastasia? | 112 |
| Nepal..... | 118 |
| Wein und Honig..... | 123 |
| Ida..... | 128 |
| Wunderbare Liebe..... | 133 |
| Marinas Geheimnis | 139 |
| FABRIZIAS und der Wein der Berge | 149 |
| Vergebung..... | 153 |
| Resignation..... | 159 |
| Es ist zu Ende..... | 168 |
| Erntezeit und Hoffnung | 173 |
| Das Labor in Pokhara | 178 |
| Der Wein vom Dach der Welt..... | 184 |

GESINAS

Dieses Buch ist im Stil eines *science-in-fiction-and-life*-Romans geschrieben. Die Geschichte sowie die Personen und deren Namen sind frei erfunden. Jedoch, die Welt, in der dieser Roman spielt, ist real, denn viele Probleme bestehen in ähnlicher Form und einige Lösungsansätze aus diesem Buch können Menschen im richtigen Leben tatsächlich helfen.

GESINAS leitet sich von *GLOBAL EDUCATIONAL SUSTAINABILITY INTEGRATED NETWORK ACTIVITIES* ab. Es ist nicht nur ein Pseudonym, das ich als Autor gewählt habe, es ist auch zu einem vielschichtigen Projekt geworden, das den GESINAS Verlag ins Leben gerufen hat.

Zusätzlich fördert die GESINAS-Stiftung den Wissenstransfer innerhalb von Netzwerken, mit dem Ziel, dass sich Menschen gegenseitig helfen. Hinter den Büchern von Bernard Gesinas stecken nicht nur fiktive Geschichten sowie der Wunsch und die Hoffnung, die Welt ein wenig zu verbessern, sondern auch Gefühle und Beobachtungen, die sich im Laufe eines Lebens angesammelt haben.

In einer Welt, in der Egoismus dominiert, soll GESINAS ein kleines Licht sein, in der Hoffnung, dass viele kleine Lichter zusammen unterschiedliche Wege ausleuchten und uns erkennen lassen, was für uns und unsere Mitmenschen wichtig ist. Individualismus, Egoismus und der Wunsch nach Anerkennung sind sehr menschliche Eigenschaften. Sie diktieren jedoch erheblich unseren Alltag und beeinflussen viele Menschen um uns herum. Sich davon beherrschen zu lassen, so erfahren wir täglich, reicht uns aber nicht aus, um wirklich glücklich zu sein. Es fehlt etwas, was uns ausgeglichen und friedlich werden lässt. Es gibt unterschiedliche Wege, den Ruhepol in unserem Leben zu finden. GESINAS möchte etwas zu dieser Suche beitragen.

Viele Menschen unterstützen mich in dem Bemühen, die GESINAS-Idee zu verbreiten und haben mir auch geholfen, diesen Roman zu schreiben. Dafür bin ich ihnen sehr dankbar. Es sind so viele, dass ich sie nicht alle aufzählen und mit Namen benennen kann, denn es besteht immer die Gefahr dabei, diejenigen zu übersehen, die sich nicht ins rechte Licht rücken können oder wollen. Darunter sind viele liebe Menschen, echte GESINAS, die mir geholfen haben, das Buch zu optimieren. Einige haben hinterfragt und korrigiert, andere haben mit mir diskutiert, ja sogar hart kritisiert. Wenn ich zurückblicke, waren noch weitere Personen beteiligt, die mich durch ihr Leben, durch ihr vorbildliches Handeln, aber auch durch Konflikte, Krisen und Enttäuschungen derart beeinflusst haben, dass in mir Gefühle und Lebenserfahrungen entstanden sind, die für das Schreiben dieses Romans von großer Bedeutung waren.

Jeder Mensch besitzt Wissen und Erfahrungen. Wenn wir davon etwas an andere Menschen weitergeben, können wir ihnen ein Stück weit helfen, ein besseres Leben zu führen.

Es braucht nicht nur die Bereitschaft, sondern vielmehr auch die Gelegenheit und die Vernetzung, damit wir unser Wissen mit anderen Menschen bestmöglich teilen können. GESINAS als Idee breitet dazu die Arme aus und möchte euch einladen, an diesem Projekt teilzunehmen.

Euer *Bernard*,
einer von vielen GESINAS

schreiben Sie mir bitte bernard@gesinas.net

Die Mango seines Lebens

von Bernard Gesinas

Baum des Lebens – Afrika – Geist der Mango –
Gorom-Gorom – Biotechnologie – Fasnet

Amadou lebt in Gorom-Gorom, einer Stadt im Norden von Burkina Faso, mitten in Afrika. Als er Laurette und Richard aus Lyon trifft, ändert sich sein Leben von einem Moment zum anderen.

Von diesem Zeitpunkt an sieht er seine Welt und die seiner Familie mit ganz anderen Augen. Sein Großvater erzählt ihm, dass er sterben wird, sobald ein guter Geist den Baum seines Lebens, eine kranke Mango, verlässt. Amadou beschließt, diese Mango zu retten.

Zusammen mit Forschern aus verschiedenen Ländern und eingebettet in einem Netzwerk von Freunden und Förderern, versucht er unter den einfachsten Bedingungen in Gorom-Gorom, moderne Techniken der Pflanzenvermehrung anzuwenden. Bald schon versucht er, die Mango seines Großvaters zu klonieren.

Kann er den Geist der Mango überlisten?

Bestellen bei: buch@gesinas.de Preis: 6,99 €

ISBN: 978-3-944929-01-9 www.gesinas.de

Phantom des Gewissen

von Bernard Gesinas

Huldra - Zeitkapsel - Angststörung - geheime
Daten - Halifax - Victoria

Anne ist Informatikerin. Sie ist für eine Firma tätig, die eng mit dem Geheimdienst zusammenarbeitet und hat eine Affäre mit ihrem Chef.

Seit frühester Kindheit leidet Anne unter unkontrollierbaren Ängsten. Als sie sich eines Tages selbst in eine Paniksituation manövriert, reagiert sie mit einer Kurzschlussreaktion, kündigt ihren Job und flieht, mit vielen geheimen Daten im Gepäck, auf ihrem Segelboot auf das offene Meer.

Was sie noch nicht weiß, in ihrem Körper entsteht eine todbringende Krankheit.

Der Kampf gegen ihre äußeren und inneren Feinde bringt Anne an die Grenzen, die ein Mensch erreichen kann.

Kann sie diesen Kampf gewinnen?

Bestellen bei: buch@gesinas.de Preis: 6,99 €

ISBN: 978-3-944929-02-6 www.gesinas.de

Lügen im Glanz der Frauenkirche

von Bernard Gesinas

Hanami – Kirschblüten – Hiroshima – Semp-
eroper – Inferno – Täuschung

Sakura besucht zusammen mit ihrer Freundin den Hanami, das Kirschblütenfest, in Hiroshima. Was im Friedenspark in Hiroshima als harmonisches Bild von blühenden Kirschbäumen beginnt, endet in Dresden in einem Rausch von Gefühlen und in einem Meer von Lügen und Täuschungen.

Als sie einem dementen alten Mann begegnet, der von sich behauptet, den Dritten Weltkrieg verhindert zu haben, verändert sich ihr Leben schlagartig. Sie begibt sich auf eine abenteuerliche Reise, auf die Suche nach der Wahrheit.

Was ist die Wahrheit? Was ist Lüge? Wer manipuliert?
Wer täuscht?

Sakura verliebt sich in einen wunderbaren Mann, der, wie sie später erfährt, für einen deutschen Geheimdienst arbeitet. Er ist ein Meister der Liebe und der Täuschung.

Kann sie ihm vertrauen?

Erhältlich 2016 www.gesinas.de

GESINAS-Stiftung

Zweck der Stiftung ist die Förderung von nachhaltiger Bildung und Erziehung sowie von Kommunikation und Wissenstransfer.

Der Stiftungsprojektname GESINAS leitet sich von *GLOBAL EDUCATIONAL SUSTAINABILITY INTEGRATED NETWORK ACTIVITIES* ab.

Die Stiftungsidee ruft Sie als Leser auf, etwas von ihrem Wissen für andere Menschen zur Verfügung zu stellen.

Nun wird sich so mancher Leser fragen, was er denn beitragen könnte.

Häufig wissen wir mehr als wir zu wissen glauben. In der Welt um uns herum gibt es viele Menschen, die unser Wissen und unsere Erfahrungen dringend benötigen, um ihre Lebenssituation zu verbessern.

GESINAS möchte zwischen Menschen vermitteln mit dem Ziel, die Welt ein wenig lebenswerter zu gestalten.

Sprechen Sie mit uns: gesinas@gesinas.net

www.gesinas.net

GESINAS Bücher

SPANNUNG

FREUDE

ERLEBNIS

WISSEN

ENGAGEMENT

Bücher, die man gerne liest, Bücher,
die man gerne schenkt!

Oder sich schenken lässt!